Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1 spaltige Korpuszeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 65. | **Nebra, Sonnabend, den 13 August 1904.** | 17. Jahrgang.

Das französische Protektorat über die lateinische Kirche im Orient.

Der ‚Schles. Ztg.' wird hierüber aus Konstantinopel geschrieben:

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan dürfte nicht ohne ernste Rückwirkung auf das französische Protektorat über die lateinische Kirche im Orient bleiben. Von den ehemaligen weitgehenden Ansprüchen Frankreichs, die sich bis auf das Verhältnis des Sultans zu seinen christlichen Untertanen erstreckten — obwohl eine Einmischung in dasselbe durch den Pariser Vertrag den auswärtigen Mächten verboten war — ist durch das energische Auftreten des Deutschen Reiches vieles verloren gegangen, so z. B. das Schutzrecht über die nichtfranzösischen Priester und über alle lateinischen Kirchen, Klöster und frommen Anstalten im türkischen Reiche. Dagegen ist Frankreich das Schutzrecht über die lateinische Kirche als solche geblieben. Da die letztere bei der Hohen Pforte offiziell nicht vertreten ist, diese also mit dem Patriarchatsvikar und apostolischen Delegierten in Konstantinopel nicht direkt in Verkehr treten kann, gehen alle Geschäfte des letzteren durch die Hände der französischen Botschaft. Es kann keine Kirche gebaut und das dazu benötigte Material nicht zollfrei ins Reich eingeführt werden, wenn die französische Botschaft nicht die nötigen Irades erwirkt; der hiesige Vertreter des Heiligen Stuhles kann bei keiner türkischen Behörde einen offiziellen Besuch machen, ohne daß ihn ein Dragoman der französischen Botschaft begleitet, usw., kurz, diese ist die allgewaltige Vormünderin der lateinischen Kirche und weiß daraus auch trefflich politisches Kapital zu schlagen.

Mit dem heutigen Zustande sind alle Parteien, mit Ausnahme Frankreichs, höchst unzufrieden. Der Papst erblickt darin eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte und eine Herabsetzung der katholischen Kirche, die im Orient so viel Anhänger und Freunde zählt, reichen Grund- und Hausbesitz ihr eigen nennt und auf allen Gebieten einen merkbaren Einfluß ausübt. Der lateinische Klerus, insbesondere der hohe, fühlt sich in seinen Funktionen beeinträchtigt, und die Türken endlich beschweren sich über den Mißbrauch des Protektorats durch die französische Botschaft zu politischen Zwecken. Die Hohe Pforte sieht das Wachsen der lateinischen Kirche in der Türkei nicht ungern, da diese ein Bollwerk gegen die überhandnehmende russische Propaganda bildet. Die Türken faßten daher 1898 den Entschluß, beim Vatikan eine eigene Gesandtschaft zu errichten; infolge des Widerstandes Frankreichs scheiterte aber damals dieser Plan. In den letzten Jahren sind unter den lateinischen Christen die Sympathien für das französische Protektorat immer schwächer geworden, und die Kirchenpolitik der französischen Regierung in den letzten zwei Jahren hat sie gänzlich ausgetilgt. Selbst die französischen Priester, die bisher ihrem Vaterlande noch immer die Stange gehalten haben, beginnen sich von ihm abzuwenden. Das französische Protektorat ist ein wurmstichiger Apfel geworden, der jeden Augenblick abfallen kann. Selbst eine Wiederholung der Flottendemonstration von 1901, wo das Zollamt von Mytilene besetzt wurde, könnte ihm kein neues Leben mehr einflößen, seine Zeit ist unwiederbringlich dahin.

Vom Ausgange des gegenwärtigen Kampfes des Vatikans mit der französischen Regierung wird es abhängen, welche Gestalt die Protektoratsfrage annehmen wird. In hiesigen katholischen Kreisen kommt man auf den Gedanken einer ottomanischen Mission beim Vatikan wieder zurück. Dadurch würde die katholische Kirche offiziell von der Hohen Pforte als souveräne Macht anerkannt und dann wäre ein direkter Verkehr mit Umgehung jeder Vermittelung einer andern Macht möglich. Der hiesige apostolische Delegierte würde also zum päpstlichen Gesandten vorrücken und Mitglied des diplomatischen Korps werden — ein alter Wunsch aller Patriarchatsvikare. In den Fällen, wo die päpstliche Diplomatie mit ihren Mitteln nicht auskommt und zur Durchsetzung ihrer Forderungen der Mitwirkung einer andern Macht bedarf, die im Notfall über gewichtigere Argumente als papierne Proteste verfügt, hätte der Heilige Stuhl dann die Hände frei und könnte sich nach Belieben an die eine oder die andre Großmacht um Unterstützung wenden. Eine solche Lösung der Frage erscheint vielen Prälaten für die Wahrung der Interessen der lateinischen Kirche im Orient als die günstigste. Auch die Türken würden sie dem heutigen System vorziehen, denn dann konnte sich Frankreich nicht mehr in innere Angelegenheiten des Ottomanischen Reiches einmischen. Verliert Frankreich sein Protektorat, dann verliert es auch an Ansehen und seine Sprache an Bedeutung und Verbreitung.

Politische Rundschau.

Der russisch-japanische Krieg.

*Der Petersburger Berichterstatter des ‚Daily Expreß' erfährt, die verzweifelte Lage Kuropatkins verursache die größte Besorgnis. In den amtlichen Kreisen Petersburgs werde anerkannt, daß die Japaner in strategisch unantastbarer Stellung seien und der russische Vorstoß schließlich unglücklich endigen müsse. Ein neuer Feldzugsplan sei fast beendet und werde Kuropatkin in wenigen Tagen drahtlich übermittelt werden. Kuropatkin werde darin angewiesen, die gegenwärtige Stellung so lange wie möglich zu halten, sich allmählich nach den Winterquartieren von Charbin zurückzuziehen und Port Arthur seinem Schicksale zu überlassen. Der neue Feldzug werde in Charbin organisiert werden.

*Am 4. August soll ein zweiter umfassender Angriff der Japaner auf Port Arthur stattgefunden haben; der Kampf soll der blutigste des ganzen bisherigen Feldzuges gewesen und für die Japaner erfolglos geblieben sein; aus Japan oder aus der Lügenfabrik Tschifu (bei Wei-Hai-Wei) wird darüber nichts gemeldet. Alle sonstigen Nachrichten über Port Arthur beziehen sich noch auf die Kämpfe am Ende vorigen Monats. Sie sind aber widersprechend und tragen zur Klärung der wirklichen Sachlage so gut wie nichts bei.

*Kurokis Armee soll gegenwärtig 400 000 Mann betragen; Kuropatkin hat vom Norden her 150 000 Mann Verstärkungen erhalten, ist aber immer noch schwächer, als die ihm gegenüberstehenden Japaner.

*Die russische Ostseeflotte soll am 16. d. ihre Ausreise nach Ostasien antreten. Die Dauer der Fahrt ist auf 60 Tage berechnet. Die Flotte besteht aus 60 Schiffen: 8 Panzerschiffe, 9 Panzerkreuzer, ferner Kreuzer 2. Klasse, Minenboote, Torpedoboote usw.

* * *

Deutschland.

*Der Kaiser ist Mittwoch abend aus Swinemünde-Stettin in Berlin eingetroffen, um am Donnerstag mittag nach Wilhelmshöhe, wo sich zurzeit die kaiserliche Familie aufhält, weiterzufahren.

*Über den Zeitpunkt, zu dem die Handelsvertrags-Verhandlungen mit Österreich-Ungarn wieder aufgenommen werden könnten, steht noch nichts fest, da die Unterhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien sich länger ausdehnen, als anfangs angenommen wurde. Es ist möglich, daß durch diese Arbeiten die österreichisch-ungarischen Kommissare noch für einen Teil des Monats September in Anspruch genommen werden. Vielleicht kann inzwischen die Wiederaufnahme der deutschen Verhandlungen mit der Schweiz ins Auge gefaßt werden.

*Über die künftigen Marineforderungen schreibt die ‚Nationallib. Korresp.': Ob dem Reichstag bereits in seinem nächsten Tagungsabschnitt Anträge zur Förderung der Wehrkraft Deutschlands zur See gemacht werden, steht aus zwei Gründen zurzeit noch nicht fest. Zunächst läßt sich noch nicht vollständig übersehen, welchen Umfang die Forderungen für die Verstärkung der Wehr zu Lande gewinnen werden; außerdem aber wird für die Art der Geltendmachung weiterer Forderungen auf dem Gebiete der Ausgestaltung unsrer Wehr zur See bis zu einem gewissen Grade maßgebend sein, inwieweit die einzelnen Nationen aus den neuesten Kriegsvorgängen Erfahrungen zu ziehen für richtig halten.

*Der Bedarf der in Südwestafrika im Felde stehenden Truppen an Pferden, sowie an Zug- und Schlachtvieh ist zum Teil auch durch Beschaffungen aus der benachbarten Kapkolonie gedeckt worden. Wie die ‚Nat.-Ztg.' erfährt, waren bis ungefähr zur Mitte des vorigen Monats von Kapland zur Verschiffung nach Südwestafrika gebracht worden: 1310 Pferde, 420 Maultiere, 1400 Zugochsen und 70 Ochsenwagen.

*Die Einkreisung der Hereros am Waterberg ist jetzt auch im Westen und Norden enger geworden.

Frankreich.

*Waldeck-Rousseau, der frühere französische Ministerpräsident, ist am Mittwoch nachmittag an den Folgen einer neuen Operation der Leber, die zwei Stunden dauerte, gestorben. Waldeck-Rousseau hat ein Alter von 58 Jahren erreicht. Er wurde zuerst im Jahre 1881 als Mitglied der republikanischen Union in die Deputiertenkammer gewählt und hatte vom 14. November 1881 bis zum

Waldeck-Rousseau †.

26. Januar 1882 im Ministerium Gambetta das Portefeuille des Innern inne, das ihm in dem von Jules Ferry gebildeten Kabinett im Februar 1883 von neuem zufiel. Im Oktober 1894 wurde er in den Senat gewählt. Bei der Wahl eines Präsidenten der Republik nach dem Rücktritt Casimir Périers erhielt Waldeck-Rousseau im Januar 1895 im ersten Wahlgang 184 Stimmen, worauf er zugunsten Faures zurücktrat. Am 22. Juni übernahm er als Ministerpräsident und Minister des Innern die Leitung der Regierung und brachte wieder Ordnung in die durch die Dreyfus-Affäre zerrütteten Verhältnisse. Am 28. Mai 1902 nach den Neuwahlen zur Deputiertenkammer trat Waldeck-Rousseau mit seinem ganzen Kabinett zurück. Sein Nachfolger wurde der gegenwärtige Ministerpräsident Combes.

Spanien.

*Über einen Attentatsversuch auf König Alfons wird aus San Sebastian gemeldet: Im Innern des Salonwagens des königlichen Zuges, der den König Alfonso nach Viktoria bringen sollte, wurden am Montag drei Dynamitpatronen entdeckt. Die Untersuchung ergab, daß die Patronen durch die Bewegung des Zuges unfehlbar zur Explosion gebracht worden wären. Die Reise des Königs ist infolgedessen verschoben worden.

Rußland.

*Ein Manifest der russischen Revolutionäre, worin die Gründe der Ermordung Plehwes auseinandergesetzt waren, soll, wie über Wien gemeldet wird, der Zar in seinem Arbeitszimmer im Palais zu Peterhof vorgefunden haben, als er von der Beerdigung Plehwes zurückkehrte. Darin sei gleichzeitig erklärt worden, daß die Terroristenpartei in Ausführung des Beschlusses ihres Aktionskomitees fortfahren werde, alle Hindernisse und Personen zu beseitigen, die der Befreiung des russischen Volkes von der Despotie im Wege stehen. Der Zar übergab das Dokument dem Justizminister Murawiew und beauftragte ihn, die Untersuchung selbst zu führen. Der Palaiskommandant General Hesse soll seines Amtes enthoben werden.

Balkanstaaten.

*Der serbische Ministerrat beschloß, trotz der Agitation im ganzen Lande die Krönung König Peters so einfach wie möglich am 21. September in Belgrad zu vollziehen.

Afrika.

*Die finanzielle Notlage Marokkos ist — wenigstens für den Augenblick — behoben. Wie aus Tanger gemeldet wird, teilen die Beamten der Pariser Bank mit, daß sie nunmehr überall 60 Prozent der Zollgebühren zurückbehalten. Der marokkanischen Regierung wird damit ermöglicht, 15 Millionen, die in vierzehn Tagen in Tanger eintreffen, abzuheben.

Alton Brooks Parker, Präsident Roosevelts Konkurrent.

b. Wer ist „Oberrichter Parker?" So hat wohl mancher gefragt, als die Nachricht übers Meer kam, daß dieser Mann von den Demokraten in der bevorstehenden heißen Wahlschlacht um den Sitz des Präsidenten einem Roosevelt gegenübergestellt worden ist. Bei dem allgemeinen Interesse, das dieses Ringen in der nächsten Zeit in Anspruch nehmen wird, gewinnt ein fesselndes Charakterbild dieses eigenartigen Mannes, das M. G. Cunniff in ‚The Worlds Work' veröffentlicht, eine besondere Bedeutung; im folgenden seien einige Züge daraus wiedergegeben. Jeden Morgen um 10 Uhr, wenn sich die sieben Mitglieder des höchsten Gerichtshofes im Staat New York in ihrem hohen, rot ausgeschlagenen Saale versammeln, sitzt auf dem Präsidentenplatze im eichenen Stuhle ein kräftiger, breitschultriger Mann; das ist Alton Brooks Parker. Sein Schnurrbart ist braun mit einer leise rötlichen Färbung; sein Haar, durch das sich schon graue Fäden ziehen, ist dunkelbraun; hellbraun ist sein lebhaft leuchtendes Auge. Manch Bad im Hudson, manch Ritt auf bloßem Pferderücken durch fegenden Wintersturm und die Augustsonne, die auf den Feldern brütet, hat diesen athletischen Körper gestählt, sein blühendes Antlitz zeugt von einer unerschöpflichen Lebenskraft und Frische und zugleich auch von einem starken Intellekt und einer eisernen Energie. Wenn er redet, so dringen scharfe durchbohrende Blicke aus den Winkeln seiner kleinen Augen und seinem wohllautenden Organ geben die energischen Bewegungen seines markanten Kinns einen bedeutsamen Akzent. Eine feierliche und doch elegante Würde geht von ihm aus, eine ernste Entschlossenheit paart sich mit einem in den lächelnden Mundwinkeln und den hochgezogenen Augenbrauen lauernden freundlichen Humor. Parker wurde 1851 auf einer Farm in Cortland, New York, geboren. Als er noch ein kleiner Bube war, nahm ihn sein Vater mit nach dem Gericht, und das machte solchen Eindruck auf Alton, daß er durchaus Advokat werden wollte. Nachdem er die Schule durchgemacht hatte, suchte er sich zunächst eine Stellung als Lehrer und fand schließlich eine bei der kleinen Stadtschule zu Virgil. Das erzählte er seinem Vater. „Was?" sagte der, „ich habe eben ein besseres Anerbieten für dich erhalten." — „Nun, dann will ich die Stelle in Virgil aufgeben," antwortete der Sohn. Doch der Vater erklärte: „Nein, du hast dich einmal dort verpflichtet und mußt dein Versprechen halten." Diese ehrenhaften Gesinnungen des alten Parker fielen bei dem Sohne auf fruchtbaren Boden und haben die schönsten Früchte getragen. Als Lehrer verheiratete er sich und erwarb sich soviel Geld, um sich dem Studium des Rechts widmen zu können. Für seine gewaltigen Körperkräfte, die ihm auch beim Verprügeln manches ungebärdigen Schuljungen gute Dienste leisteten, fand er Tätigkeit in harter Arbeit auf der Farm seines Vaters während der Sommermonate. Nachdem er seine juristischen Examina bestanden und eine einträgliche Stellung als Nachlaßrichter erlangt hatte, begann er auch seine Laufbahn als Politiker und stand in manchen Kämpfen wacker seinen Mann, bis ihn schließlich Präsident Cleveland nach Washington berief, um ihm die Stelle des „First Assistant Postmaster General" anzubieten. Parker lehnte aber dieses Anerbieten höflich, doch entschieden ab. Während er und Cleveland noch verhandelten, trat der Oberpostmeister Vilas mit dem von ihm vorgeschlagenen Kandidaten Stevenson ein. „Parker will die Stellung nicht annehmen," sagte Cleveland. Vilas sah sich den jungen Mann erstaunt an. „Darf ich fragen, warum, Mr. Parker?" „Ich kann nicht eine Stellung mit einem jährlichen Gehalt von 20 000 Mk. aufgeben," entgegnete Parker, „gegen eine, die 12 000 Mk. bringt." „Aber ich gab eine Stellung von 40 000 Mk. auf, um diese für 32 000 Mk. anzunehmen," wandte Vilas ein, worauf Parker entgegnete: „Wenn ich noch zehn oder zwölf Jahre lang 40 000 Mark jährlich gehabt hätte, dann könnte ich auch diese Stellung annehmen. So nicht."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0001
DFG

So ward schon 1885 der dreiunddreißigjährige Mann bekannt, der eine solche Stellung ausgeschlagen und die demokratische Partei New Yorks zum Siege geführt hatte. Doch der Sinn Parkers stand nach Höherem; sein Ziel war das New Yorker Obergericht. Und schon mit 34 Jahren wurde er als der jüngste Mann, der je in diese hohe Stellung eingerückt war, Mitglied des „Suprem Court". Parker ist das Ideal eines guten Richters. Ein tiefer Sinn für Verantwortlichkeit, eine enthusiastische Begeisterung für seinen hohen Beruf, ein feines und seelenvolles Mitfühlen und Verstehen lebt in ihm. Für ihn ist Gerechtigkeit das Weltprinzip, das er verehrt, wie für den Künstler die Schönheit, für den Gläubigen die Religion. Im Jahre 1897 wurde Parker zum Vorsitzenden des Appellationsgerichtes gewählt, obwohl das Jahr vorher die völlige Niederlage der Demokraten bei der Wahl Mac Kinleys zum Präsidenten besiegelt worden war und eigentlich anzunehmen war, daß kein Demokrat einen so hohen Staatsposten erhalten konnte. Trotzdem wurde Parker mit einer Majorität von 60 000 Stimmen gewählt. Seine unerschütterliche Ehrlichkeit und Energie bewies er auch als Aufsichtsrat einer großen Bank in Kingston; als diese durch die Unehrlichkeit zweier Angestellten in Zahlungsschwierigkeiten geriet, redete er der Auszahlung fordernden Menge zu und durch sein Auftreten gewann er das Vertrauen wieder, so daß alle ihre Depositen der Bank beließen, und dann setzte Parker seine Kraft darein, das Institut zu rehabilitieren. Sein ganzes Leben ist seiner Richtertätigkeit gewidmet und — seiner Farm. Zu Esopus, zehn englische Meilen unterhalb Kingston, hat er sich ein Gut gekauft und hier sät er und erntet er, besichtigt sorgsam sein Vieh und freut sich an jedem Stück von guter Rasse. Jeden Morgen steht er um ½6 Uhr auf und reitet dann eine Stunde auf seinem Lieblingspferd Tom durch die Vorstädte von Albany. Dann verbringt er den Tag in angestrengter Arbeit, aber Freitag abend fährt er nach seiner Farm und verbringt hier zwei Tage in einer Idylle des Landlebens, sich kräftigend in der freien Natur und neue Frische schöpfend aus dem reichen Schatze seiner Bibliothek. Seine ganze Weltanschauung ist gegründet auf einen heiligen Glauben an das Volk und an seine Kraft. „Wo immer ein Eingreifen der Regierung in das Leben der einzelnen oder der Gesamtheit vonnöten ist," sagt er, „da muß dies von den Vertretern des Volkes autorisiert werden, die wieder in kurzen Zwischenräumen dem Volke selbst Rechenschaft ablegen müssen."

Von Nah und Fern.

„Eine vierte Instanz in Rechtssachen" wird am 1. September ins Leben treten und zwar in Gestalt eines Monatsblattes für Kritik der Rechtssprechung und Gesetzgebung, das den Titel ‚Die vierte Instanz' führen soll und von Dr. Ed. Löwenthal (Berlin-Tegel), unter Mitwirkung hervorragender Juristen herausgegeben wird. Der Herausgeber geht davon aus, daß die Herrschaft des Rechtes die erste Voraussetzung für die Erreichung der geistigen und ethischen Ziele der Menschheit ist, daß aber unsre Gesetze an großen Mängeln leiden und daß auch die Richter an sich nicht unfehlbar sind. Eine, wenn auch nur theoretische Kritik der Rechtsprechung und Gesetzgebung dürfte daher jedenfalls geeignet sein, einen heilsamen und segensreichen Einfluß auf unsre Rechtsverhältnisse auszuüben. (Wenn das Blatt ruhig und rein sachlich gehalten wird, kann es sehr segensreich wirken. Unzweifelhaft haben sich die Fälle von Rechtsprechung stark gemehrt, in denen das richterliche Urteil mit dem Volksempfinden nicht im Einklang steht. Darauf aber gerade beruht das Vertrauen des Volkes in die Rechtsprechung: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.)

Ein Klein-Byzanz scheint die niederrheinische Bürgermeisterei Haan zu sein, deren Ortsoberhaupt gegenwärtig eine militärische Übung als Reserveoffizier durchmacht. Anläßlich einer Festlichkeit sandte die dortige Feuerwehr folgendes Privattelegramm an ihren Bürgermeister ab: „Die versammelte Feuerwehr sowie eine große Anzahl Ihrer treuen Untertanen entbieten Ihnen ehrerbietigsten Gruß unter dem Ausdrucke besten Dankes für das Zustandekommen des durch Ihre unermüdliche Mitarbeit so schön verlaufenen unvergeßlichen Festes. Wir wünschen Ihnen eine vergnügte hoffentlich kühle Übungszeit. Ihre freiwillige Feuerwehr und viele treue Untertanen." — Dieser glückliche Bürgermeister dürfte den Neid manches Kollegen erwecken!

Explodiertes Automobil. Auf der Chaussee zwischen Langerwehe und Weißweiler flog der Benzinkasten eines Kraftwagens in die Luft, letzterer überschlug sich. Der Insasse mit seinen vier Kindern und seinem Schwager erlitten erhebliche Verletzungen.

Einen Verliebten statt eines Diebes erschossen. Der Trinkhallenbesitzer Rothermel in Rombach in Lothringen lauerte nachts Dieben auf, als der 15jährige Alfons Schmitt am Rolladen der Trinkhalle erschien, in der er ein Stelldichein mit der Kellnerin Rothermels verabredet hatte. Rothermel glaubte einen Einbrecher vor sich zu haben und gab einen Revolverschuß ab. Der junge Schmitt wurde ins Herz getroffen und war sofort tot.

Ein Felsblock von ungewöhnlicher Größe löste sich Montag abends bei dem Dorfe Femme-Grosse in der Nähe von Dieppe los. In dieser Zeit waren in jener Gegend zahlreiche Erwachsene und Kinder mit Suchen von Muscheln zwischen den Felsen beschäftigt. Bisher wurde festgestellt, daß zwei Personen verschüttet sind, doch herrscht die Besorgnis, daß die Zahl der Verunglückten noch größer ist. Eine Kompanie des 128. Infanterie-Regiments ist damit beschäftigt, die Trümmer fortzuräumen.

Der Friedhof in der Hofküche. In der kaiserlichen Hofburg in Wien werden gegenwärtig in mehreren Teilen, darunter auch in der Hofküche, bauliche Änderungen vorgenommen. Bei den Demolierungsarbeiten in der Hofküche wurde eine große Zahl Grabsteine eines jüdischen Friedhofes im Mauerwerke gefunden. Es sind im ganzen 21 Stück zumeist größere und kleinere Bruchstücke. Die Inschriften sind entweder durch Mörtel vorläufig noch unleserlich oder sie sind abgebrochen, so daß man die Jahreszahlen nur sehr schwer enträtseln kann. Die Inschriften sind durchweg hebräisch und die Steine scheinen, der Schrift nach zu schließen, die eingegraben ist, sehr alt zu sein. Bei einigen der Grabsteine kann man aber deutlich wahrnehmen, daß sie für Frauen bestimmt waren. Die Grabsteine wurden vorläufig im Hofraume des Hofbibliothekgebäudes aufbewahrt.

Am Hochzeitstage ermordet. Aus Odenburg wird berichtet: Zwei Söhne im Alter von 15 und 16 Jahren haben ihren Vater Johann Gothard in Györvar an dem Tage, als er sich ein zweites Mal verheiraten wollte, ermordet. Das Motiv ist darin zu suchen, daß die Söhne [illegible] Erbschaftserwartungen verkürzt wähnten. Die Gattin Gothards, eines gut situierten Landmannes, starb im August vorigen Jahres an den Folgen einer Pilzvergiftung. Fünf unmündige Kinder blieben zurück. Der 45 Jahre alte Bauer hielt Umschau nach einer Mutter für seine Kinder und verliebte sich in die 21jährige, bildschöne Agnes Kovacs, die die Neigung Gothards — wie es sich alsbald zeigte — aus egoistischen Motiven erwiderte. Nach der Verlobung bestand die Braut darauf, daß der Vater sich seiner Kinder entledigen müsse. „Sie müssen aus dem Hause," betonte die Braut immer nachdrücklicher, als sie das Herz Gothards bereits erobert hatte. Und Gothard ließ sich bewegen, seine fünf Kinder zu verstoßen. Sie kamen zu ihrem Onkel Joseph Csaranko, der aber auch die Herausgabe des mütterlichen Erbes verlangte. Der Vater wollte sich um keinen Preis hierzu verstehen. Donnerstag früh ging die Ziviltrauung vor dem Matrikelführer vor sich. Um 9 Uhr kamen der 16jährige Eugen und der 15jährige Albert ins Zimmer des Vaters und baten um ihre Kleider, um das Vaterhaus nun ganz zu verlassen. Der lieblose Vater wies den Kindern die Tür. Tränenden Auges baten die Kinder den Vater, die beabsichtigte Wiedervermählung zu unterlassen. „Wir lieben Sie ja, wie man einen Vater nur lieben kann." „Packt euch hinaus, sonst steche ich euch nieder," war die Antwort des Vaters. Und tatsächlich ergriff Gothard ein Stück Eisen und drang auf seine Söhne ein. Die Kinder liefen zur Tür. Hier ergriff Eugen das auf dem Kasten liegende Küchenmesser und stach es dem Vater in den Leib. Ein Aufschrei — und Gothard hatte ausgerungen. Die beiden Burschen entflohen hierauf und meldeten sich freiwillig beim Bezirksgericht in Vasvar, von wo sie der Staatsanwaltschaft in Steinamanger überwiesen wurden.

Ein furchtbares Vitrioldrama, bei dem fünf Personen verletzt wurden, spielte sich am Freitag zu Paris auf dem Boulevard de Belleville ab. Der 28jährige Kutscher Armand Largillière hatte seit langer Zeit seiner ehemaligen Geliebten Andrée Sandel, die ihn verlassen hatte, gedroht, er werde sich an ihr rächen. Am Freitag abend versteckte er sich an dem Tore der Werkstätte, in der das junge Mädchen arbeitet, und stürzte auf sie zu, als sie auf die Straße hinaustrat. Nach einem kurzen Wortwechsel zog er eine große Flasche aus der Tasche und schleuderte einen Teil des Vitriols, das diese enthielt, dem Mädchen ins Gesicht. Dieses klammerte sich in seinem Schrecken und in wildem Schmerze an den Arm eines vorübergehenden Greises, der gleichfalls einige Tropfen Vitriol auf den Arm und in das Gesicht erhielt, da der feige Attentäter die Flasche noch immer weiter schwenkte. Noch drei andre Personen wurden von der ätzenden Flüssigkeit stark verletzt. Es entstand eine allgemeine Panik unter den Passanten, bis einige beherzte Männer dem Elenden die Flasche entrangen und ihn festhielten. Die Menge war dermaßen über das Attentat erregt, daß sie Largillière furchtbar zurichtete. Wenn nicht rechtzeitig einige Schutzleute herbeigeeilt wären, um ihn auf die Wache zu führen, wäre er sicher getötet worden. Sein Zustand ist auch so schon ein sehr bedenklicher. Das Gesicht der armen Andrée Sandel bildet nur noch eine ungeheure Wunde mit zwei blutigen Löchern, den Augenhöhlen. Auch die andern Verletzten sind gräßlich zugerichtet.

Durch einen Blitzschlag wurde am Freitag ein in der Westeinfahrt der Reede von Cherbourg auf dem Grunde des Meeres ruhender Torpedo zur Explosion gebracht. Großer Schaden wurde nicht angerichtet, aber eine Menge Fische getötet und ans Ufer geschleudert.

Brandschaden in Toulon. Der durch den Brand des Arsenals in Toulon verursachte Schaden ist noch erheblicher, als man zuerst annahm und beläuft sich auf 2 Millionen Frank.

Das konservative Institut de France. Bis jetzt gab es, so schreibt der ‚Figaro', noch zwei Paläste in der Welt, die kein Telephon hatten, den Vatikan und das Institut de France; aber seit der vorigen Woche ist nur noch das Institut übrig. Der Papst hat den Vatikan mit dem Palazzo Gandolfo verbinden lassen, der von nun an dem Staatssekretär Merry del Val als Wohnung dienen wird. Im Institut hat der modernisierende Versuch von Vingard, der ihm vor einigen Monaten einen Aufzug schenkte, so wenig Würdigung seitens der Akademiker gefunden, daß man es für unnütz hält, eine zweite Neuerung einzuführen. Ein einziger Akademiker im Palast Mazarin benutzt den Aufzug, Ferdinand Humbert; die andern vermeiden ihn aus Furcht oder aus Koketterie...

Ein Raritätensammler. Großen Sinn für aktuelle Begebenheiten legt ein Kuriositätensammler an den Tag, der auf einer Station in der Nähe von Helsingborg folgendes Telegramm einlieferte: „An die Polizeidirektion in St. Petersburg. Was kosten die geretteten Hinterräder vom Wagen Plehwes?" (Folgt die Unterschrift.) Dem Telegraphisten kam die Sache nicht geheuer vor, weshalb er sich an das Kontrollbureau in Stockholm wandte. Dieses hatte ebenfalls kein Verständnis für den Eifer des Sammlers und verfügte nach der ‚Voss. Ztg.', daß das Telegramm zurückzuweisen sei.

Eine Riesen-Glasflasche. Eine von der Illinois Glas-Company hergestellte Glasflasche hat den ungeheuren Inhalt von 210 Liter. Die Flasche ist 1,8 Meter hoch und der Durchmesser ihres Bodens beträgt 45 Zentimeter. Sie ist von einer Anzahl von Glasbläsern mit dem Munde geblasen und Berechnungen haben ergeben, daß dieselben nicht weniger als 320 Kubikmeter Luft in die heiße Glasmasse blasen mußten, um die Flasche zu erzeugen.

Unbrauchbare Rettungsgürtel. Der amerikanische Dampfer „Grande Republique", ein Schwesterschiff des verbrannten Dampfers „General Slocum", wurde amtlich besichtigt und zwar wurden besonders die Rettungsgürtel untersucht. Dabei ergab sich, daß 700 neu angeschaffte Rettungsgürtel sogleich untergingen, als ihnen das vorschriftsmäßige Gewicht angehängt wurde. Nicht einer der 700 Gürtel hielt sich über Wasser. Ferner wurden 300 an Bord befindliche alte Rettungsgürtel geprüft, und es stellte sich heraus, daß alle schadhaft waren. Sowohl die neuen, wie die alten Gürtel waren größtenteils nicht mit Kork, sondern mit Pflanzenfasern gefüllt. Die „Grande Republique", deren Sicherheitseinrichtungen sich in einem solchen Zustande befinden, hat auch nach dem Untergange des „General Slocum" ihre Vergnügungsfahrten regelmäßig fortgesetzt. — Ein unverantwortlicher Leichtsinn, der hoffentlich strenge Bestrafung findet.

Sechs kleine Mädchen ertranken mit ihrem Vater im Mississippi bei Alton. Sie waren mit ihrer siebenten Schwester in den Fluß gegangen um zu baden, und gerieten in der Dämmerung an eine tiefe Stelle. Nur das siebente Mädchen wurde gerettet. Es meint, daß der Vater von den Schwestern, die sich in ihrer Todesangst an ihn anklammerten, mit in die Tiefe gezogen worden sei.

Gerichtshalle.

Gotha. Wegen Majestätsbeleidigung verhandelte die hiesige Strafkammer gegen den Friedhofswärter aus Zella. Er hat im August vorigen Jahres wegen des Wildstandes Beleidigungen gegen den Regierungsverweser des Herzogtums, Erbprinzen Ernst von Hohenlohe-Langenburg, ausgestoßen. Weil der Angeklagte, der sich mit Betrunkenheit entschuldigte, sonst ein loyaler Staatsbürger ist, kam er mit drei Monat Gefängnis davon.

Köln. Die hiesige Strafkammer verurteilte den 31jährigen, aus Wien gebürtigen Frh. Hugo v. Wangenheim wegen Betruges und Unterschlagung zu sechs Monat Gefängnis. Wangenheim hatte einer öffentlichen Dirne die Ehe versprochen, ihr 700 Mark abgenommen und dann das Weite gesucht.

Eine böhmische Bergstadt in Flammen.

Die herrlich am südlichen Abhang des Erzgebirges gelegene, 3500 Einwohner zählende Stadt Graupen — vielbesucht sind die Aussichtspunkte Rosenburg, Wilhelmshöhe und Mückentürmchen — ist, wie schon kurz gemeldet, in ihrem ganzen oberen Teile an den steilen Hängen des Mückenberges ein Raub der Flammen geworden. Zu der Katastrophe werden noch folgende Einzelheiten mitgeteilt: 50 Häuser liegen in Schutt und Asche, über 100 Familien sind obdachlos geworden, ihre ärmliche Habe ist zum größten Teile dahin, was von den kleinen Leuten etwa geerntet war, total vernichtet. Der Ort zieht sich eine lange Talstraße entlang; sie ist angefüllt mit gerettetem oder auch mit teilweise angekohltem Hausgerät, mit Wagen, Betten, Schränken und allem möglichen. Dazwischen die jammernden Weiber und Kinder, für deren Unterkunft noch nicht durchwegs gesorgt werden konnte: ein Bild des erbarmungswürdigsten Elends, ein erschütterndes Gemälde irdischer Vergänglichkeit! Drei Kinder sollten [illegible] Flammen umgekommen sein, doch sind sie unversehrt aufgefunden worden, dagegen ist eine 90jährige Frau im Rauch erstickt, ein Feuerwehrmann stürzte von einem Giebel herab und verschied auf der Stelle, ein junges Mädchen erlag vor Schreck einem Herzschlag und zwei Bäckergesellen wurden durch eine einstürzende Wand schwer verletzt. Das Feuer kam auf noch unaufgeklärte Weise in einem Dachgiebel gegenüber dem fürstlich Claryschen Brauhause aus. Dieses und die umliegenden Wohnhäuser wurden sofort vom Feuer erfaßt und in kürzester Zeit eingeäschert. Da sich die Hauptwasserquelle im Brauhause befand, war das Löschwerk außerordentlich erschwert, namentlich als die Flammen ihren Weg die Straße hinauf nach dem oberen Teil des Städtchens nahmen, was mit unglaublicher Geschwindigkeit vor sich ging, da viele der Häuschen aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt waren. Das Wasser mußte mühselig durch zwei Dampfspritzen aus einem Teiche bei Rosental, einem Dorfe unterhalb Graupens, hergeleitet werden. Die Hitze in der zwischen Bergwänden lang sich hinstreckenden Straße war unerträglich und die Rauchentwickelung eine ganz gewaltige. Gras und Buschwerk an den Berglehnen gerieten

Auf Ruhmeshöhen.

14] Erzählung von F. Stöckert.

(Fortsetzung.)

Daß Hannas Stimme und musikalische Begabung eine nicht gewöhnliche sei, hatten ihr ihre Lehrer schon vor Jahren versichert, und es lebhaft bedauert, daß sie ihre Studien so plötzlich abbrechen mußte.

Und die Stimme da oben vom Kirchenchor herab tönte so weich, so herrlich, so verheißungsvoll an Hannas Ohr, und führte ihre müde, gequälte Seele durch die Pforten der göttlichen Kunst, die sich nur Auserwählten erschließen, — zu einer reinen Harmonie.

Als Hanna die Kirche verließ, da war es ihr, als hätte sie einen Atemzug in einer andern Welt getan, und der Weg, den sie zu gehen hatte, um in dieser Welt heimisch zu werden, lag klar vor ihren Blicken. Die alte Energie, die so lange geschlummert hatte, erwachte in ihrem Innern, sie sah ein Ziel vor sich, das zu erreichen all ihre Kräfte in Anspruch nahm, und wo ein Menschenleben von höheren Zwecken und Zielen erfüllt wird, da gewinnt dasselbe auch wieder an Wert.

* * *

Drei Jahre sind vergangen, in denen Hanna nur der Kunst gelebt hat.

Nachdem sie ihre Studien in Rom beendet hatte, war sie nach Deutschland zurückgekehrt und war dort, unbeirrt durch die Reden ihrer Eltern und Geschwister, die Hannas Vorhaben mehr als töricht fanden, da sie doch als reiche junge Witwe ganz unabhängig leben konnte, als Konzertsängerin aufgetreten.

Nach den ersten glänzenden Erfolgen, die Hanna gehabt, erklärte sie den Ihren, nicht einen Pfennig von dem Gelde ihres verstorbenen Mannes für sich zu behalten, und bestimmte, daß die Zinsen des Kapitals, das ihr Vater in Händen hatte, an Elvira und deren Geschwister ausgezahlt würden.

Niemand sollte ihr den Vorwurf machen, daß die Sucht nach Geld und Gut sie einst dazu getrieben, den Antrag des Kommerzienrats anzunehmen.

Was sie dazu gebracht, o Gott, das waren die unseligen Herzenswirren gewesen, für die sie keine Lösung gefunden. Der gerade Weg, der sie zum Glück geführt hätte, er war ihr ja verschlossen gewesen, dazu die Not und Sorge im elterlichen Hause, der sie durch diesen Schritt ein Ende machen konnte.

Wohl war sie zu entschuldigen, wohl konnte sie sich rechtfertigen, — nur Einer, Einer würde wohl ihre Entschuldigung, ihre Rechtfertigung niemals gelten lassen.

Wie aus weiter Ferne entstand sein Bild vor ihren Augen, blaß, zürnend, mit verstörten Blicken, wie sie ihn zuletzt gesehen hatte an ihrem Verlobungstag. Ob sie sich je wieder begegnen würden? Ob er von ihr, der berühmten Sängerin, deren gefeierter Name jetzt überall genannt wurde, und deren Bild erst vor kurzem in einer verbreiteten Zeitschrift erschienen war, gehört hatte? Der Gedanke hatte etwas Bestrickendes für sie, und lange, lange hing sie ihm nach. —

In einem weltfernen Winkel des Thüringer Waldes, wie begraben in Bergen und Wäldern, saß um diese Zeit ein ernster, stiller Mann an dem weinumrankten Fenster eines einfachen Landhauses. Die Bläße der eifrigen Geistesarbeit lag auf seiner edlen Stirn, unermüdlich hatte er gearbeitet und geschafft hier in der Einsamkeit und nach langem Ringen durfte er sich jetzt endlich sagen: Ich nahe mich dem Ziele meines Strebens.

Hinter diesen Wäldern da draußen lag seine Jugend, sein Leben und Lieben begraben. Er hatte abgeschlossen mit all diesem, und wenn er auch bisweilen das Gewühl der Städte aufsuchte, denn der Schriftsteller muß mit dem Zeitstrom schwimmen, mit der Welt leben oder auf Reisen Anregungen und neue Eindrücke sammeln, sein innerstes Sein hatte keinen Teil mehr daran, das lebte allein nur mit in seinen Dichtungen. Heute aber, da packte ihn doch die Erinnerung mächtig an eine bewegte Zeit, die zu einem Wendepunkt seines Lebens geworden. Die Zeitschrift, die das Bild Hanna Delios gebracht, hatte auch ihren Weg in die stille Klause des Schriftstellers Hans Hoff gefunden. Wie verloren ruhte sein Blick auf dem Bilde. Es war nicht mehr so ganz das süße Gesicht mit dem Ausdruck von Jugendglück und Heiterkeit, wie er es einst in dem Salon von Frau Lucie Berko zuerst erblickt, und wie es damals sein ganzes Sein, sein Denken, Hoffen und Wünschen erfüllt hatte!

Wie klar und deutlich dieser Tag in seiner Erinnerung lebendig wurde: Er sah sich draußen in der Umgebung der kleinen Stadt an der dunklen Fichtengruppe stehen, verzweifelt, Tränen in den Augen, und doch war die Stunde entscheidend gewesen für seine Zukunft. Und die Wandlung, die sich da mit ihm vollzogen, war auch wohl schließlich zu seinem Heil gewesen, denn hatte sie ihn nicht hinauf geführt zu den lichten Höhen des Lebens, wo die Herzenswünsche schweigen und anderes Wünschen und Hoffen die Menschenbrust erfüllt?

Auch Hanna hatte diesen Weg eingeschlagen, hinauf zu den Ruhmeshöhen. Ob auch sie das Glück gefunden? fragte er sich; sie, die vor allen dazu berechtigt erschienen, geliebt zu werden. Der Frauen Glück und Leben beruht doch einzig und allein in der Liebe. War nun Hanna wohl auf der Künstlerbahn glücklich geworden? Daß der Kommerzienrat so schnell und plötzlich in Rom gestorben, hatte er damals von seinem Freunde Berko, mit dem er im Briefwechsel geblieben, erfahren, auch daß Hanna nicht wieder nach N. zurückgekehrt war. Weitere Nachrichten von ihr waren nicht zu ihm gelangt.

Aber wie doch die Vergangenheit zurückrauscht! Hoff sieht Hanna wieder am Flügel sitzen, er hört wieder ihre süße zum Herzen gehende Stimme, er sieht sie in dem märchenhaften Kostüm einer Undine neben sich stehen, fröhliche Musik ertönt, ein seliges Glücksgefühl durchströmt sein ganzes Sein, er glaubt so fest an die Allmacht seiner Liebe und rechnet nicht mit einer andern Macht, mit all' den Intrigen, die da ein Frauenkopf zu ersinnen vermag, solche Liebe zu vernichten, in den Staub zu treten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0002

in Brand, und als in der Nacht zum Freitag sich plötzlich ein Gewittersturm erhob, wälzten sich die Flammen von neuem nach den unteren Stadtteilen, Wiesen, Obst- und Nadelholzbäume versengend. Zum Glück aber war die Gefahr einer Katastrophe für das „untere Dorf“ bald vorüber. Die Feuerwehren und das von Teplitz requirierte Militär taten ihr möglichstes, doch vermochten sie, das einzige, was sich nach Lage der Dinge erreichen ließ, den Brand nur zu lokalisieren. Ihre Tätigkeit war heldenmütig und bewunderungswürdig.

Im Götzentempel.

Nicht weit von den westlichen Toren der Stadt Liaujang, so schreibt der dortige Korrespondent an die ‚Nowoje Wremja‘, steht einsam ein halbzerfallener Tempel. Er ist dem Lao-Miao, dem grimmigen chinesischen Kriegsgotte, geweiht, der zurzeit über die Gefilde der Mandschurei sein Zepter schwingt — ein ehrwürdiges Denkmal aus alter Zeit. Doch schenkt man hierzulande weder dem Gott noch dem Ort eine besondere Beachtung, sonst wäre wohl nicht eine der Seitenkapellen in eine Waschküche umgewandelt worden. — Aus unserm chinesischen „Hotel“ waren wir eines Abends dorthin aufgebrochen, banden unsre mandschurischen Pferdchen im Hofe des Tempels fest und hielten Rast. Die Unterhaltung ging hin und her in gebrochenem, russisch-chinesischem Kauderwelsch, mit italienischen und englischen Brocken vermischt. Die Hitze unter Tags — über 40 Grad Celsius — war unleidlich, um so fühlbarer, als ihr eben eine fünftägige Sintflut voraufgegangen war. Doch jetzt brach die Nacht herein, eine jener märchenhaft schönen Mondnächte, wie man sie nur hier in Liaujang erleben kann. Im verklärenden Lichte des Mondes tritt da zu den Reizen der Natur noch der Zauber phantastischer Kunstgebilde in Gestalt der ungeheuerlichen, seltsam verschnörkelten Drachen, mit denen der Chinese Himmel und Erde bevölkert.

Ich stand im Tempelhof unter einem uralten Baum. Sein mächtiger Stamm windet sich in die Höhe, wie der Leib einer Riesenschlange; unten gähnt eine Höhlung wie ein mächtiger, offener Rachen. Aber mir kriechen im Mondlicht Wundertiere mit lodernden Schuppen, verzerrte Figuren, Drachen aus Stein am Dache empor und grinsen herab auf die gemeißelten Bildwerke des Heiligtums. Der gezahnte Rücken der Stadtmauer bildet den Hintergrund. Mandschuria! Du seltsames Land, wo man anbetet, was häßlich und scheußlich ist, und wo die Götter selber Ungeheuer sind, du liegst da vor mir in deinem Unheil verkündenden Schlummer!

Aus meinen Träumen riß mich die Stimme des Kollegen von der römischen ‚Tribuna‘, des jungen, bildschönen Italieners Guido Pardo, der, ein geborener Malteser, bereits als Garibaldianer in den Reihen der Griechen bei Domokos mitgefochten hat. Er sah zur Mondscheibe empor und rief mir zu: „Wie herrlich müßte es jetzt bei uns in Italien sein!“ — „Lassen Sie uns doch zuerst die chinesischen Götzen betrachten, Signor Guido; der Mondenschein macht sie ordentlich lebendig!“ „Ei was! Die Chinesen kümmern sich ja selber nicht darum!“ — „Es ist wahr, der Tempel Miaos ist gefallen; aber doch habe ich vorhin in einem Winkel Spuren von Asche auf dem Altar gesehen und rote Wachskerzen!“

Wir stiegen die Stufen empor. Im zweiten Hofe rostete in einem Winkel zwischen Schutt und Unkraut eine mächtige, gußeiserne Glocke, mit den unvermeidlichen Drachen verziert. Riedgras wucherte in den Wänden und auf den phantastisch geschweiften Dächern des Bauwerks. Rings im Kreise erblickte man steinernde Schildkröten und fabelhafte Tierwesen. Seltsame Darstellungen sollen der Nachwelt von Göttern, Helden und Fürsten erzählen, die einstmals hier gehaust. Im tiefen Schatten einer Nische thront Miao selbst, der schreckliche Gott mit seinen vor Wut hervorquellenden Augen, umgeben von kriegerischen Wahrzeichen, wie hölzernen Beilen, Lanzen und Stangen, an deren Spitzen Nachbildungen teils von geballten Fäusten, teils offenen Händen befestigt sind. Am Hauptaltar ist die Vergoldung noch teilweise erhalten. Einige halbnackte Chinesen schliefen zu Füßen ihrer Götzen. Überall Schutt, Schmutz, Verödung! Ich mußte unwillkürlich an Lermontows Verse denken:

„Wenn Tempel stürzen und Altäre:
Es lebt der Gott, die Stätte bleibt geweiht!“

„Da sehen Sie nur,“ rief Guido Pardo, „diese Chinesen scheuen sich nicht, ihren Götzen zum Zweck des Wäschetrocknens seines Lanzenschmuckes zu berauben!“ In der Tat: im Innern des Hofes war ein Strick gespannt, auf dem Wäsche hing, und der Strick war mit Miaos vergoldeten Lanzen gestützt! An diesem Platze standen ein paar alte Bäume und man sah auf die Mauern von Liaujang und hinunter ins Tal. Fledermäuse schwirrten geräuschlos zwischen den Dächern und den grünen Zweigen hin und her. Es roch nach Feuchtigkeit und Moder.

„Was für Unheil stiftest du jetzt wieder an, du schrecklicher Miao?“ fragte ich. „Dort in der Ferne, auf jenen Höhen, nicht weiter als 30 Werst von uns, gehen in diesem Augenblick vielleicht gerade die Japaner zum Angriff vor!“ „Meinen Sie übrigens nicht,“ so fuhr ich, mich an meinen Begleiter wendend, fort, „daß man vor der einheimischen chinesischen Bevölkerung auf der Hut sein muß?“ — „Hier in Liaujan, nicht,“ antwortete Pardo. „Ich war schon mehrere Monate in China selbst und habe auch nie gehört, daß Götzentempel den Tschungtschusen als Schlupfwinkel dienen. In diesem unserem Heiligtum haben sich mehr als hundert zerlumpter Kerle eingenistet, in allen Winkeln und Ecken sieht man sie schlafen.“ — „Halt — wer da?!“ so scholl es plötzlich durch die Stille der Nacht, und wir hörten auf den steinernen Fliesen den gleichmäßigen Tritt einer sich nähernden Patrouille. Als wir ihr entgegengingen, erfuhren wir, daß sie nach einem Georgier ausgesandt war, der einen Mord begangen hatte. Er war nach der Tat geflohen und sollte sich in unserm Tempel versteckt halten. Doch fand ihn hier die Patrouille trotz allen Suchens nicht. Wir gingen nun in einen andern Hof, wo ein Holzhaufen aufgeschichtet war und das Abendessen bereitet wurde. Dort flackerte ein lustiges Feuer, man hörte Stimmen und Gelächter. Die Tempelwände warfen den blutroten Widerschein der Flammen zurück, die der allmählich aufflammende Holzstoß mit dicken weißen Rauchwolken zum mondbeglänzten Himmel sandte. Mehrere Offiziere und Korrespondenten waren hier versammelt, die die klare, warme Nacht gleich uns ins Freie lockte. — „Andiamo, la notte è bella!“ sang Guido Pardo mit leiser Stimme, aber er kam nicht weiter, und schweigend setzte er sich auf eine der Tempelstufen nieder. Eine schwere Beklommenheit legte sich uns aufs Herz. Er mochte wohl an sein schönes Vaterland Italien denken; mich beschlich die Erinnerung an das ferne Rußland, — hier im fernen Lande, in der ungastlichen Mandschurei, wo man immer nur von einer Schlacht auf die andre warten muß. Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber das Gelächter der andern und sein Widerhall an den steinernen Tempelwänden klang plötzlich in meinem Ohre hohl und gezwungen. Die Luft, die im Tale von Liaujang weht, bedrückte mich, und ich fühlte, der Miao hat mir's angetan: er hat meine Stimmung verdüstert.

Bilder aus Tibet.

Der Palast des Dalai-Lama.

Die britisch-indische Expedition, die vor etwa fünfzehn Monaten die tibetanischen Grenzen überschritt, hat jetzt ihr Ziel erreicht. Der eigenartige buddhistische Kirchenstaat, der bisher mit unerhörter Hartnäckigkeit jedem Fremden den Einblick in seine Verhältnisse verbot, wird wahrscheinlich nunmehr erschlossen werden. In politischer Beziehung stellt die Besitzergreifung von Tibet, denn um diese handelt es sich, einen ausgezeichneten Erfolg für die Engländer dar. Es ist ihnen dadurch möglich geworden, einen maßgebenden Einfluß auf das gesamte Buddhistentum auszuüben. Den Engländern gelang der Vormarsch fast ohne Schwertstreich — auf der Strecke der letzten 250 Kilometer wurde überhaupt kein Versuch mehr gemacht, die bisher so sorgsam gehütete „heilige Stadt“ mit Waffengewalt zu schützen. Lhassa, die Hauptstadt Tibets, vor deren Mauern die Engländer jetzt stehen, hat 15 000 Einwohner (davon 9000 weiblichen Geschlechts), wozu noch 18 000 Priester und Mönche kommen, und ist die religiöse Metropole des lamaitischen Buddhismus. Das Hauptgebäude ist der im Jahre 1643 erbaute großartige Palast der Dalai-Lama, in dessen mit größter Pracht ausgeschmücktem Mittelbau die 22 Meter hohe Säule des Dschamba errichtet ist. Die Stadt ist reich an alten Kunstschätzen, und es ist gut, daß man den englischen Soldaten vorläufig verboten hat, die Stadt zu betreten. Auf diese Weise werden die Kunstschätze am besten vor Beschädigungen geschützt.

Buntes Allerlei.

Die älteste Münze. Ernst Lohmann hat auf seiner diesjährigen Reise durch Kleinasien in Nordsyrien ein Silberstück erworben, das von großer archäologischer Bedeutung ist. Dieses Stück, aus reinstem Silber bestehend und vorzüglich erhalten, trägt die unverletzte aramäische Inschrift von Panammu Bar Rekub, König des von den Ausgrabungen des Orientkomitees bekannten Reiches Schamol, der um etwa 800 v. Chr. regierte. Das Silberstück wiegt rund 400 Gramm, stellt also eine leichte babylonische Silbermünze dar und zugleich die älteste bis heute bekannt gewordene Münze. Denn bisher betrachtete man die Lydier als die Erfinder des Münzwesens, also Krösus bezw. dessen Vater Alyattes, während dieser neue Fund die Ära des Münzwesens um rund 200 Jahre im Alter hinaufrückt und außerdem nicht die Lydier, sondern zunächst die semitischen Aramäer als die ältesten Präger von Münzen erscheinen läßt, die ihrerseits wiederum wohl auf babylonisch-assyrischer Grundlage fußen.

* * *

Humor im Gerichtssaal. Zum Kapitel heiterer Gerichtssaalvorkommnisse gehört auch folgendes, das sich in einer landgerichtlichen Versammlung abgespielt hat. Vorsitzender zu dem wegen Körperverletzung Angeklagten: „Waren Sie betrunken?“ — Angeklagter, unschlüssig, was er antworten soll. — Vorsitzender: „Ja, wollen Sie sich (vielleicht) auf Betrunkenheit berufen?“ — Angeklagter (treuherzig): „Ja, so weit's möglich ist.“ (‚Simpl.‘)

Ein Vorsichtiger. „Der Anzug ist mir aber doch zu weit.“ — „Ja, wissen S', so genau darf ma nöt arbeit'n auf Pump! Wenn Sie den Anzug nöt zahl'n, muß er für an andern a pass'n!“ (‚Münch. N. Nachr.‘)

Am Bahnhof. Der Ehemann hat soeben seine Frau abgeholt. „Weißt du, Männchen“ — sagt die kleine lebhafte Dame — „deine Eltern wollten mich garnicht fortlassen.“ — „Das will ich gern glauben! Die alten Leute haben mich ja so lieb!“ (‚Berl. Börs.-Cour.‘)

Die echte Klugheit. „Ist es denn wahr, daß deine Schwester so gelehrt ist?“ — „Dummheit, dazu ist sie viel zu gescheit.“

DRUCK: H. ARENDT, BERLIN.

Und sie war seine Braut gewesen, die da die Fäden der Intrige so schlau gesponnen und hatte gewissermaßen ein Recht gehabt, mit allen Waffen um ein Gut zu kämpfen, woran sie ein heiliges Anrecht zu haben glaubte: an seine Liebe! Ein bitteres Lächeln spielte um Hoffs Lippen. Ihr, der er Liebe geheuchelt, sie hatte an ihn geglaubt — und Hanna, die er so heiß geliebt, hatte nicht an ihn geglaubt, hatte den unseligen Schritt getan, der sie auf ewig geschieden. — Auf ewig? War sie nicht jetzt frei, konnte er nicht zu jeder Stunde zu ihr eilen, das erlösende Wort sprechen? Und dann? — Nein, nicht weiter mit diesen Gedanken, Frauenliebe konnte nie wieder Gewalt über ihn gewinnen! Niemals!

Hoff legte die Zeitschrift fort und griff zur Feder, mit voller Hingabe sich seinem neuesten Werke widmend. Bald hatte ihn die Phantasie weit hinweg geführt aus dem Bereich, in dem sich seine Gedanken, sein Erinnern verloren. Er hatte sein Herz besiegt, Hanna Delio war schnell vergessen über der Kunst, die sein Heiligstes und Höchstes war.

* * *

Es war im Spätsommer und am Meeresstrande, wo Hans Hoff und Hanna Delio sich noch einmal begegnen sollten. Letztere weilte schon mehrere Wochen in einem kleinen Seebade auf Usedom und genoß mit vollen Zügen die frische See- und Waldluft. Mit mehreren Bekannten, die sie hier gefunden, wurden fast täglich Partien zu Wasser und zu Lande unternommen; an den jetzt schon länger werdenden Abenden fand man sich im Strandhotel zusammen, wo in der Regel musiziert wurde.

Hanna war die Primadonna des kleinen Kreises, ihre Stimme war hier in der herrlichen Seeluft von einer Frische, einem Wohllaut, daß die Zuhörer von Neuem mit Entzücken ihrem Gesange lauschten.

An einem dieser Abende befand sich auch Hoff unter den Zuhörern. Er war im Laufe des Tages angelangt, hatte sich in dem Hotel einquartiert, und war soeben im Begriff, nach dem Strande herunter zu gehen, an dem Saal vorüber gekommen, in dem man musizierte. Hannas Stimme hatte wie süßer Loreleygesang so lockend an sein Ohr getönt; er war eingetreten und stand nun lauschend im Hintergrunde, die Augen, wie einst vor Jahren, wo sie ihm sein Lied gesungen, auf Hannas Profil gerichtet, doch nicht mehr mit dem heißen Blick wie damals, wo er dann, in überquellender Leidenschaft, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt hatte. Der ruhige, beobachtende Blick, den er auf sie richtete, war der des Schriftstellers, in dessen Seele vielleicht, angeregt durch die romantische Situation, in dieser Stunde der Entwurf eines neuen Werkes Wurzel faßte.

Als Hanna ihren Gesang beendet hatte und um frische Luft zu schöpfen hinaus auf den Balkon trat, folgte er ihr, sie zu begrüßen. Wohl sah er, wie sie erglühte, wie es in ihren Augen selig aufleuchtete, und wie sie dann betroffen und erschreckt zu ihm aufsah, der da so ruhig, so gelassen und kühl ihr gegenüberstand. Gewaltsam suchte sie ihrer Erregung Herr zu werden und eben so gelassen wie er, dem Blick seiner Augen zu begegnen, in denen die Liebe erloschen war. Ja, das war derselbe Blick, wie sie ihn vorahnend, damals in jener schrecklichen Nacht in Rom in ihrer aufgeregten fiebernden Phantasie auf dem alten Bilde gesehen hatte, das ihm glich. O, wäre er ihr doch lieber im Zorn begegnet, und hätte die Hand, die sie ihm so freudig entgegenstreckt, zurückgewiesen, hätte ihr gesagt: „Ich habe das bittere Leid, das du mir angetan, nicht verwunden und vergessen!“ Es wäre eher zu ertragen gewesen, als diese Ruhe, diese Gleichgültigkeit, mit der er ihr gegenüber saß, und ihr lächelnd erzählte: drüben in Misdroy sei ihm plötzlich Elvira eines Tages begegnet. Eine Gnädige! Ihr Gatte sei ein baumlanger, ziemlich nichtssagend ausschauender Mensch. Sei von hohem Adel. In ihrem Gefolge habe sich Nanny und Lilly befunden, und noch einige Zierbengels mit roten Kravatten. Elvira hätte, die früheren intimen Beziehungen gänzlich ignorierend, in ihm nur den Schriftsteller begrüßt, habe die Geistreiche gespielt und ihm im Vertrauen erzählt, daß sie auch einen großen Roman unter der Feder habe, den sie ihm, wenn er vollendet sei, zur Beurteilung zuschicken wolle.

„Sie können sich wohl vorstellen, daß mir diese Gesellschaft, die sich da an meine Fersen heftete, in keiner Weise zusagte, und so flüchtete ich denn hierher, Meer und Wald sind sich ja schließlich überall gleich!“ schloß er seinen launigen Bericht.

„Die Menschen aber auch,“ erwiderte Hanna, die ihre Selbstbeherrschung jetzt endlich wiedergefunden hatte. „Der berühmte Schriftsteller wird hier ebenso gefeiert und in Beschlag genommen werden.“

„Nun, ich finde hier wenigstens keine einstige Braut, die mich stetig an eine Vergangenheit erinnert, mit der ich längst abgeschlossen.“

„Und in der auch ich mit einbegriffen bin,“ sagte sich Hanna, und ihr war zumute, als fiele die Welt, alles, alles um sie her in ein graues Nichts zusammen. Die Meereswogen erschienen ihr wie öde Trümmer, und die weiße Möve, die da emporstieg, das war wohl ihre einsame verirrte Seele.

Jetzt wußte sie erst, wie sie den Mann da vor ihr mit dem schönen, stolzen Antlitz geliebt hatte, wie all ihr Denken und Hoffen mit ihm verwoben war. Nun aber mit keiner Miene, keinem Blick verraten, wie unsäglich weh ihr ums Herz war! Ach die Kunst des Lebens ist doch bisweilen furchtbar schwer!

Einige junge Damen traten jetzt zu den beiden heran und baten Hanna um noch ein Lied; auch Hoff schloß sich dieser Bitte an, er blieb aber draußen an der Saaltür stehen, als Hanna sich an den Flügel setzte. Sie sang das schöne traurige Lied von Schumann aus der Dichterliebe:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

AR 14 (Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0003

Vermischtes.

Wem gehören überhängende Früchte? Da wir vor der Obsternte stehen, erscheint es nicht unangebracht, auf die rechtliche Seite des Eigentums überhängender Früchte aufmerksam zu machen. Ein Baum gehört immer nur demjenigen, auf dessen Grund und Boden er steht. Wächst er genau auf der Grenze zweier Nachbarn, so teilt sich auch das Recht an dem Baume. Hängen nur Zweige aus dem Nachbargarten über, so kann der Nichteigentümer das Abschneiden dieser Zweige verlangen oder selbst vornehmen, aber die Zweige gehören dem Eigentümer. Anders ist es mit den Wurzeln des Baumes. Diese kann der Nichteigentümer abhauen und für sich behalten. Die in die Nachbargärten überhängenden Früchte gehören stets dem Baumbesitzer. Dieser muß aber, will er die Früchte abnehmen, erst die Erlaubnis des Nachbars zum Betreten des Gartens haben. Abgefallene Früchte gehören demjenigen, auf dessen Grund und Boden sie liegen.

Postalische Neuerungen. Für die Postpaketadressen wird ein neues Formular ausgegeben. Das Reichspostamt hat eine Aenderung im Aufdruck und in der Anordnung der Adressen verfügt. Auch die Größe der Nachnahmezettel wird geändert. An den neuen Postpaketadressen fällt am meisten in die Augen, daß der Abschnitt wesentlich schmäler ist als bisher. Er ist jetzt so breit wie der der Formulare für die Postanweisungen in ihrer neuen Gestalt. Für die Adresse selbst wird dafür der entsprechende Raum mehr gewonnen. Die Aufschrift „Postpaketadresse" — ohne c geschrieben — und das Wort „Anbei" konnten deshalb etwas heruntergerückt werden. Der ganze Rest der Vorderseite ist jetzt für die Adresse frei. Der bisherige breite untere Rand für die Angabe des Postgewichts und den Postleitvermerk fällt weg. Nur für das Postgewicht ist ein kleiner Raum in der unteren linken Ecke abgetrennt. Der Vermerk „Zu beachten die Bemerkungen auf der Rückseite", welcher bisher Adresse und Abschnitt trennte, ist durch zwei Striche ersetzt. Beim Abschnitt ist die Angabe „Zur Postpaketadresse" gefallen. Er wird nur noch als „Abschnitt" bezeichnet. Auch der Vermerk „Postaufgabestempel" ist weggefallen und die Rückseite hat eine Aenderung nicht erfahren. Ferner werden die Formulare für Nachnahmezettel, für Inlandssendungen und für Sendungen nach dem Ausland in Höhe und Breite je fünf Millimeter kleiner hergestellt. Die bisherigen Formulare werden aufgebraucht. Auch die nach dem bisherigen Muster von der Privatindustrie hergestellten Postpaketadressen werden bis auf weiteres von den Postanstalten nicht beanstandet werden. Es soll jedoch darauf hingewirkt werden, daß das Publikum bei der Herstellung neuer Postpaketadressen sich an die geänderte Form hält.

Der Inspektenr der 2. Kavallerieinspektion in Stettin, Generalleutnant von Hennigs, ist als Nachfolger des zum Gouverneur des Invalidenhauses in Berlin ernannten Generals der Infanterie, Freiherr von Hammerstein-Loxten zum Chef der Landgendarmerie ernannt worden.

Naumburg, 10. August. Der Gurkenmarkt war auch diesmal wieder reich beschickt, es mögen weit über 4000 Schock gewesen sein, doch war weniger gute Ware, je Schock 1,80—2 Mark, als Krüppelware, je Schock 50—60 Pfg., vorhanden. Der Markt zeigte einen etwas schleppenden Gang, da man nach dem jüngsten Regen niedrigere Preise erwartet hatte.

Kirchliche Nachrichten.

11. Sonntag nach Trinitatis.
Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Um 2 Uhr: Lesegottesdienst.
Amtswoche: Herr Oberpfarrer Schwieger.
Getauft: Am 5. August Otkar Emil Walter Heinrich; am 7. August Friedrich Otto Kurt Herold.
Beerdigt: Am 6. August Martha Frieda Böttger, 1 Monat alt; am 7. August Marie Else Gleitsmann, 1 Jahr 1 Monat, 25 Tage alt; Kurt Bierling, 5 Jahre 10 Monate 5 Tage alt; am 8. August Martha Thiersch, 4 Monate alt; Anna Hedwig Remitz, 5 Monate 22 Tage alt; am 10. August Luise Franziska Grob, 1 Monat 27 Tage alt.

Sonntag, abends 1/2 8 Uhr
Jungfrauenverein.

Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Die Urliste der in der Stadt Nebra wohnhaften Personen, welche zu dem Amte eines Schöffen oder Geschworenen berufen werden können, liegt vom **10. August 1904** ab eine Woche lang zu Jedermanns Einsicht aus.

Innerhalb dieser Frist kann gegen die Richtigkeit der Vollständigkeit der Urliste schriftlich oder zu Protokoll Einsprache erhoben werden.

Nebra, den 8. August 1904.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Die Liste der für die Stadtverordnetenwahl stimmfähigen Bürger liegt nach Wahlabteilungen eingeteilt im Magistratsbureau in der Zeit vom **16. bis 31. August 1904** zur Einsicht aus.

Während dieser Zeit kann jedes Mitglied der Stadtgemeinde gegen die Richtigkeit bei dem Magistrate Einwendung erheben.

Nebra, den 12. August 1904.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Sämtliche Mannschaften der **städtischen Pflichtfeuerwehr** sind in 2 Abteilungen eingeteilt. Zur 1. gehören alle diejenigen Personen, deren Namen mit den Anfangsbuchstaben A bis inkl. K anfangen, zur 2 alle diejenigen, deren Namen mit den Anfangsbuchstaben L bis Z anfangen.

Die 1. Abteilung fungiert vom 1. August d. Js. bis dahin 1906; die 2 vom 1. August 1906 bis dahin 1908.

In den nächsten Tagen werden an die Mannschaften der Abteilung 1 die Armbinden verteilt werden, die bei allen Uebungen und bei Brandfällen getragen werden müssen.

Die Spritzenmannschaften erhalten rote und die Ordnungsmannschaften erhalten gelbe Armbinden.

Die vom Magistrat gewählten Führer sind
für die Spritzenmannschaften der 1. Abteilung
Herr Kaufmann Adolf Bischoff
und für die Ordnungsmannschaften
Herr Stellmachermeister Albert Franke.
Diese erhalten weiße Armbinden.

Die 2. Abteilung ist vorläufig von Uebungen und dem Erscheinen bei Brandfällen entbunden und zwar bis 31. Juli 1906.

Es wird noch strengste Befolgung des mit zur Verteilung kommenden Orts-Statuts betr. das Feuerlöschwesen pp. zur Pflicht gemacht.

Nebra, den 1. August 1904.

Die Polizei-Verwaltung.
Strauch.

Bekanntmachung.

Unsere Bekanntmachung vom 1. ds. Mts. betr. Abgabe der **Armbinden der städtischen Pflichtfeuerwehr** wird hiermit in Erinnerung gebracht.

Die Abgabe hat nunmehr **sofort** zu erfolgen.

Nebra, den 10. August 1904.

Die Polizei-Verwaltung.
Strauch.

Bekanntmachung

Nachstehende

Im Hinblick auf den bevorstehenden Anfang der Jagd mache ich von neuem auf das **Gesetz, betr. den Schutz der Brieftauben pp.** vom 28. 5. 1895 (R.G.Bl. S. 463) aufmerksam. Nach demselben finden die Vorschriften der Landesgesetze, nach welchem das Recht, Tauben zu halten, beschränkt ist und nach welchem im Freien betroffene Tauben der freien Zueignung oder Tötung unterliegen, auf Militärbrieftauben keine Anwendung. Dasselbe gilt von den landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen Tauben, die in ein fremdes Taubenhaus übergehen, dem Eigentümer des letzteren gehören. Zugeflogene Militärbrieftauben sind daher, nachdem dieselben sich erholt haben, sofort in Freiheit zu setzen. Als Militärbrieftauben gelten im Sinne des angezogenen Gesetzes Brieftauben, welche der Militär- und Marine-Verwaltung gehören, oder derselben gemäß den von ihr erlassenen Vorschriften zur Verfügung gestellt und welche mit dem vorgeschriebenen Stempel versehen sind.

Querfurt, den 29. Juli 1904.

Der kommissarische Landrat.
von Helldorff.

wird hiermit noch besonders zur Kenntnis gebracht.

Nebra, den 29. Juli 1904.

Die Polizei-Verwaltung.
Strauch.

⚒ **Briketts** ⚒
sind vorrätig. Sommerpreis ermässigt.
Brikettsfabrik **Lützkendorf**
b. Mücheln.

Holzversteigerung der Oberförsterei Ziegelroda

am Freitag, den 26. August 1904, Vormittags 9 Uhr,
im Herbstschen Gasthofe zu Ziegelroda.
Rest-Holz aus dem Einschlage Winter 1903/04.

1. Schutzbezirk Wendelstein: rm Eichen = 99 Kloben, 16 Knüppel, 31 Reis I.; Buche: 33 Kloben, 7 Knüppel, 127 Reis I. und III. Das Holz steht in den Totalitäts-Hieben. (Distr. 23 bis 34, 44, 45, 51).

2. Schutzbezirk Lodersleben: Distr. 132 (Sandberg) 270 rm Weichholz-Reis III.; Eiche: 105 Kloben, 51 Knüppel; Buche: 11 Knüppel; Weichholz: 9 Kloben. Distr. 138 (Krücke) Buche: 32 Kloben, 162 Reis III.; Weichholz: 36 Reis III Tot. H. u. B. Distr. 128, 136, 142, 144, 145, 147, 148, 150, 151 = rm Eiche: 69 Kloben, 19 Knüppel; Birke: 3 Kloben, 1 Knüppel; Fichte: 2 Rundkloben.

Ziegelroda, den 6. August 1904.

Königliche Oberförsterei.

Freiwill. Versteigerung.

Montag, den 15. ds. Mts., 1/2 7 Uhr nachm., versteigere ich im Auftrage des Handelsmanns **Fr. Schmidt** hier
1 Partie Zigarretten, Stiefelwichse, Stiefelschmiere und Seife
öffentlich meistbietend gegen Barzahlung.
Besichtigung von 1/2 6 Uhr an.
Sammelplatz: **Gasthof zur Sorge.**
Radestock, Gerichtsvollzieher.

xxxxxxxxxxxxxxxx

Christophlack

als Fußbodenanstrich bestens bewährt
sofort trocknend und geruchlos,
von Jedermann leicht anwendbar
gelbbraun, mahagoni, eichen, nußbaum u. grasfarbig
Zu haben in **Nebra** bei **R. Barthel.**

Ein gewaltiger Fortschritt ist die
Waschmaschine
System „Kraus" D.R.G.M.

Für Küche und Waschhaus.
Vereinigt **Waschen, Kochen** und **Dämpfen** in der halben **Zeit** mit 2/3 weniger Kraft.
Prospekt gratis.
Louis Kraus,
Schwarzenberg No. 81, Sa.

Fahrräder von 75 Mark an mit Garantie liefert
Schulze, Naumburg a. S., Marienstr. 29.

Sämtliche Sorten
Waschseifen
liefere ich bei Abnahme größerer Posten zu denselben Preisen, wie sie in Pretin abgegeben werden. **Waldemar Kabisch.**

ff. frische Bücklinge,
— Stück 7 Pfg. —
empfing und empfiehlt **W. Gutsmuths.**

Sonnabend abend von 6 Uhr ab ff. warme
Knoblauchswurst
bei **Paul Zeltschel.**

Steinmetzen
für Sandsteinarbeit finden in unseren verschiedenen Betrieben dauernde und lohnende Beschäftigung.
Zeidler & Wimmel,
Bunzlau.

Theater in Nebra.

Bierhalle.
Sonntag, den 14. August, nachm. 4 Uhr:
Vorstellung.
Abends 8 Uhr:
„Der Trompeter von Säckingen."
O. Weste, Direktor.

Schützenhaus.

Sonntag, den 14. Aug., von nachm. 3 Uhr an
Tanzvergnügen,
wozu freundlichst einladen
B. Wächter. **P. Schlaf.**

Die „Geflügel-Börse" vermittelt als das angesehenste und verbreitetste Fachblatt durch Anzeigen auf das sicherste
Kauf und Angebot von Thieren aller Art,
enthält gemeinverständliche Abhandlungen über
alle Zweige des Thiersports
Lebensweise, Züchtung und Pflege des Geflügels, Singv., Ziervögel und Kaninchen, Brieftauben, Hunde- und Jagdsport.

Lieben diesen anregenden Fachartikeln bringt die „Geflügel-Börse" zahlreiche „Kleine Mittheilungen" über bemerkenswerthe Vorgänge in den einschlagenden Gebieten, aus dem Vereinsleben, Ausstellungsberichte rc., ertheilt in einem „Sprechsaal" zuverlässige Auskunft über alle Fragen der Züchtung und Pflege und bietet ihren Abonnenten Gelegenheit zur Einholung von „Krankheits- und Sektionsberichten" bei der Kgl. Veterinärklinik der Universität Leipzig.

Abonnementspreis vierteljährl. 75 Pf.
Erscheint Dienstags u. Freitags.
Sämmtl. Postanstalten u. Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Insertionspreis:
1gespaltene Zeile oder deren Raum 20 Pf.
Probenummern gratis u. franko.

Expedition der Geflügel-Börse (R. Freese) Leipzig.

Verantw. Redaktion und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Verantw. Redaktion und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrirte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Der Liebe rechte Art.

Das ist der Liebe rechte Art,
Die sich dem Nächsten offenbart,
Die nichts verhehlet, nichts verschweigt,
Die ganz sich gibt und ganz sich zeigt;
Die freudig immer hegt und pflegt,
Wo Schmerz und Leid der and're trägt,
Die nicht nach eig'nem Wohle fragt,
Trotz aller Mühe niemals klagt;
Die jung und frisch sich auch erhält
Für wahre Freuden dieser Welt,
Die gleich sich bleibt vom ersten Tag
Bis zu dem letzten Herzensschlag.

W. Kunze.

Die Stärkere.

(6. Fortsetzung.) Erzählung von Wilhelmine Fleck (A. L. Lindner).

Frau Elisabeth duzte ihre Schwiegertochter seit der Hochzeit, aber Dorothee hatte immer die Empfindung, als sei mit der neuen Anrede die Kluft zwischen ihnen nur noch größer geworden. Die helle Röte der Verlegenheit schlug ihr ins Gesicht. „Davon habe ich doch bisher nichts an ihm bemerkt," entschuldigte sie sich.

„Ich kenne Adalbert wohl besser als du," sagte Frau Scholtow belehrend. „Er ist ein Mensch, der nur in geistigen Interessen lebt. Natürlich wird er dir nicht ins Gesicht gähnen, dazu ist er viel zu sehr Gentleman, aber ich kann dir nur sagen, es ist ein gefährliches Ding für eine Frau, ihren Mann zu langweilen," schloß sie herbe.

Sie war in diesem Stück nicht ohne Erfahrung. Dann sah sie nach der Uhr. „Es ist jetzt übrigens Zeit, daß wir für das Diner bei Frau von Rekowski Toilette machen, Kind. Das vorige Mal ließest du Adalbert warten, er liebt das nicht," sagte sie, heimlich geärgert, daß Dorothee ihren Tadel so still und temperamentslos eingesteckt habe.

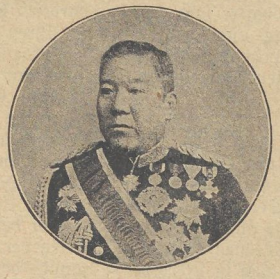
In dem bedrückten Gefühl, ihren Eifer und guten Willen auf ganz verkehrte Weise betätigt zu haben, ging Dorothee in ihr Toilettenzimmer, um eins der schleppenden Seidengewänder anzulegen, in denen sie sich noch immer wie ausgetauscht vorkam.

Frau Elisabeth hatte eine so scharfe Wirkung ihrer Worte freilich nicht beabsichtigt, aber es war Tatsache, daß sie Dorothee soeben einen großen Teil des schüchtern aufkeimenden Selbstvertrauens zerstört hatte.

Also man durfte in der Unterhaltung mit seinem Manne nicht frei von der Leber weg reden, mußte Bedacht darauf nehmen, daß er sich ja nicht langweile, denn wenn er sich langweilte, ward es gefährlich. Immer wieder dachte sie über diesen Satz neuerworbener Lebensweisheit nach. Hatte sie am Ende gar solche Gefahr schon unwissentlich heraufbeschworen, und wenn — worin bestand diese?

Sie hatte plötzlich die tröstliche Empfindung eines Menschen, der in einem dunklen Garten tappt, in dem er Fußangeln weiß. Sie seufzte leise, während sie ihr himbeerfarbenes Staatsgewand überwarf. Sie hatte sich an die dekolletierten Taillen noch lange nicht gewöhnt und errötete jedesmal, wenn sie glaubte, daß ein Blick an ihren entblößten Schultern haften bliebe. Indessen waren diese Kleider auf speziellen Befehl ihrer Schwiegermutter angefertigt, und so gab es dagegen keine Berufung.

Überhaupt dies Diner. Wie gerne wäre sie zu Hause geblieben! Frau von Rekowski gehörte auch zu den Menschen, die der armen kleinen Feldblume Angst machten. Adalbert hatte sie der Schriftstellerin als einer der ersten vorgestellt. Er mokierte sich wohl gelegentlich über die Art der schönen Frau, dem Geschmack des großen Publikums aus Nützlichkeitsrücksichten Rechnung zu tragen, unterhielt sich aber sonst gern mit ihr. Sie war eine amüsante Plauderin und wußte alle Tagesinteressen gewandt und ohne Weitschweifigkeit zu berühren. Daneben verstand sie sich den Anschein zu geben, als schöpfe sie alle ihre Aussprüche aus dem Schatz eigenen inneren Erlebens, was ihrer Unterhaltung einen sonderbar intimen Reiz gab. Sie hatte Dorothee, die ihr ein berufliches Interesse erweckte, sehr liebenswürdig aufgenommen und beschloß, ein Studium aus ihr zu machen. Ihre Menschenkenntnis sagte ihr, daß mehr hinter der jungen Frau stecke, als ein oberflächlicher Beobachter annehmen mochte. Nach solchem Modell zu einer Art Heideprinzeßchen hatte sie schon lange getrachtet, aber in der guten Gesellschaft war derartiges heutzutage rar geworden. Sie versprach sich von der kleinen Frau ihres Freundes Scholtow eine wirkungsvolle Figur für den neuen Roman.



Marschall Oyama,
Höchstkommandierender in der Mandschurei.
(Text s. S. 262.)

Aber all ihre Formgewandtheit und Lebhaftigkeit brachten sie Dorothee um keinen Schritt näher. Die fast krankhafte Bescheidenheit und das Mißtrauen der jungen Frau gegen das eigene Können waren nie so beklemmend, wie in Frau von Rekowskis Salon. Sehr, sehr ästhetisch ging es dort her, und ach! die meisten der verhandelten Dinge waren Dorothee fremd. Völlig rat- und hülflos kam sie sich vor und hätte über ihre Unwissenheit weinen mögen. Es fiel ihr nicht ein, sich zu sagen, daß es ihr bisher nur an der Gelegenheit zum Lernen gefehlt habe,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0005

daß es noch Zeit genug sei, Versäumtes nachzuholen, und daß die Kunst ästhetischer Kannegießerei wohl nicht etwas so Exorbitantes sei an Leuten, die ihr Lebenlang nichts weiter zu tun hatten.

„Welch feines, liebes Gesicht," hatte sie einmal gesagt, auf eine große Madonna deutend, die ihr beim Besehen einer Kupferstichsammlung in die Hände fiel. Es war ein Stich nach einem Gemälde von Botticellis Stil, doch noch nicht in seiner Reinheit. Es stammt aus der Zeit, wo er noch unter Verrocchios Einfluß stand," erwiderte die Angeredete, eine junge Frau in Dorothees Alter. Die Dame hatte den Satz erst tags zuvor aus einer Monographie über Botticelli aufgefischt, aber er war geschickt angebracht, und obgleich die Sache also ungeheuer einfach lag, erschauerte Dorothee beinahe ob so viel Gelehrsamkeit.

Würde sie wohl jemals lernen, sich so zu unterhalten? Und was würden inzwischen Adalberts Freunde von ihr denken?

Ja, was würden sie denken? Das war auch die Frage, die Frau Elisabeth sich immer wieder vorlegte. Sie hatte bisher hochmütig gewähnt, über der öffentlichen Meinung zu stehen, nun war diese ihr auf einmal zu einer gefürchteten Macht geworden. Sie hatte früher trotz all ihrer Fehler den Eindruck einer großangelegten Natur gemacht, und wenn auch kalt, so doch gerecht und billig denkend; nun schien die neue Ordnung der Dinge sie ganz zu verwandeln. Niemals war sie krittelnd oder kleinlich gewesen — jetzt wurde sie es. Es war, als ob ihr Blick immer nur von Dorothees kleinen gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten, selten von ihren guten und liebenswerten Eigenschaften angezogen werde. Die sonst so Gleichgültige fing an, die Mienen Fremder zu studieren, und immer glaubte sie darin das Erstaunen über Adalberts Wahl zu lesen, und das Mitleid, daß ihr einziger, vergötterter Sohn, dem die besten Partien zu Gebote gestanden hätten, sich zum Schluß so — verplempert habe.

Sie hätte sich beruhigen können. In Wahrheit bemitleidete ihn niemand. Auf die meisten Menschen wirkte Dorothee so, wie sie auf Adalbert gewirkt hatte: anziehend durch ihre Schönheit und weltfremde Kindlichkeit. Ihrer gesellschaftlichen Ungewandtheit begegnete man mit auffälliger Nachsicht. Es war, so dachte man, wahrhaftig keine Kleinigkeit, sich unter den Augen der alten Scholtow sicher und unbefangen zu benehmen. Schon Ältere und Erfahrenere hatten sich durch sie geniert gefühlt.

In der Tat war Dorothee viel lebhafter und ungezwungener, wenn ihre Schwiegermutter nicht von der Partie war. Sie meinte immer, das Wort müsse ihr im Munde ersterben, wenn die Blicke der alten Frau sie feindselig belauerten.

* * *

Selbst die glücklichste Ehe schließt immer einen Prozeß des Anpassens, des Abschleifens eines Charakters an den andern, und einen Verzicht auf beiden Seiten ein. Adalbert und seine Frau teilten natürlich das allgemeine Los. Die beiden, die hier wie aus zwei verschiedenen Welten zu einander geweht worden, waren, wenn auch in Liebe verbunden, so doch ungewöhnlich verschieden nach Alter, Temperament und Erziehung und hätten mehr als andere der Ruhe und Muße bedurft, um sich zusammen einzuleben und verstehen zu lernen. Eine fremde Hand, die beständig an ihrem Verhältnis zu einander herumtastete, hier zurechtschieben, dort nachhelfen wollte, war hier mehr als anderswo vom Übel.

Das Mißtrauen gegen ihre Fähigkeit, Adalbert dauernd zu beglücken, das Frau Elisabeth in der jungen Frau geweckt hatte, wuchs und trug böse Früchte. Seitdem ihr die Möglichkeit vorgestellt worden, daß sie ihrem Manne langweilig erscheinen könne, plagte sie sich oft mit der Furcht, daß dies vielleicht jetzt schon der Fall sei und mit sorgendem Grübeln erwog sie, worin die Gefahr wohl bestehen könne, von der ihre Schwiegermutter gesprochen hatte. In ihrem Elternhause hatte man von einer solchen nichts gewußt. Das Leben schien doch viele Klippen, Rätsel und Verwicklungen zu bergen, von denen ihre Seele bisher nichts geahnt hatte. Sie hatte leider viel Zeit zum Grübeln, denn Adalberts Tätigkeit nahm ihn sehr in Anspruch. Es war zwar größtenteils selbsterwählte Tätigkeit, aber ihm deshalb nicht minder lieb.

Er hatte mit der Zeit den Ruf eines Kunstkenners ersten Ranges erworben und seine Aufsätze und Kritiken wurden von den besten Zeitschriften gesucht. Der Erfolg steigerte seine Freude an der Arbeit. Er brachte die ganzen Vormittage in seinem Studierzimmer zu und Dorothee hatte es bald heraus, daß er dort selbst von ihr nicht gestört zu werden liebte. Für sie war das eine schmerzliche Entdeckung. Sie fühlte sich oft so einsam in dem neuen, ungewohnten Leben, so umschwirrt von allerhand unklaren Sorgen und Zweifeln. Sie sehnte sich oft so bitter nach seiner Nähe und nach einem tröstlichen Wort, während er es offenbar mit der größten Gemütsruhe stundenlang ohne sie aushielt. Woher kam das? Wie konnten zwei Menschen, die einander aus Liebe erwählt hatten, so verschieden empfinden? Konnte das mit rechten Dingen zugehen? Dorothees junge Ehe zählte erst nach Monaten, aber wenn sie auf die ersten Wochen zurücksah, so schien es ihr, als sei da bereits eine Veränderung bemerkbar. „Liebt er mich noch?" Sie konnte sich der quälenden Frage eines um sein Glück zitternden Herzens nicht erwehren.

Gewiß war jedenfalls, daß Adalbert sich ihr im Anfang bedeutend mehr gewidmet hatte. Sie dachte mit heißer Rührung an die Stunden, wo das Gefühl seiner Liebe sie wie ein Wonnestrom umflutet hatte, sie dachte an die heiligen Gelübde, die sie in ihrem großen Glück getan hatte, sein guter Engel, die Freude und Krone seines Lebens zu sein. Es gab keinen überschwänglichen Vergleich, den das phantasievolle Köpfchen nicht gefunden hätte. Aber leider — im Alltagsleben schien es, als fände sich schlechterdings keine Gelegenheit zur Betätigung von so viel Enthusiasmus, schon allein weil die Zeit, die man ganz ungestört mit einander verleben konnte, immer kürzer wurde.

Es waren nicht die Arbeiten allein, die Adalbert stundenlang und besonders des Abends von seiner jungen Frau fernhielten, Frau Elisabeth hatte ihren mindestens ebenso großen Anteil daran. Gewohnheiten so vieler Jahre sind eben nicht so leicht abzuschütteln, und Rücksicht auf seine Mutter war Adalbert zur zweiten Natur geworden. Er sah, daß sie nach wie vor unter dem litt, was sie „ihren Verlust" nannte, und seiner Gutmütigkeit tat das weh; es gab ihm noch immer das Gefühl, als habe er etwas gut zu machen.

Ihre Eifersucht hätte garnicht größer sein können, wenn sie selbst Adalberts Frau, und Dorothee eine Rivalin gewesen wäre, die begehrliche Hände dreist nach dem rechtmäßigen Eigentum einer anderen ausstreckte.

Ihr Herz schwelgte in Wonne bei ihres Sohnes Besuchen. So oft kam er also? War das nicht ein Zeichen, daß er bei ihr etwas fand, was seine Frau ihm nicht zu bieten vermochte? Sie hatte sich so in den Gedanken verrannt, daß nur eine möglichst wissenschaftlich gebildete Frau Adalbert genügen könne, daß es ihr nie einfiel, er könne zu den Männern gehören, die das rein Weibliche in Verbindung mit Anmut und Liebenswürdigkeit vollständig befriedigt. All ihre Lebensgeister hoben sich in der Hoffnung, er fange an einzusehen, daß dies junge Ding, das nichts aufzuweisen hatte, als sein bischen Schönheit, dessen Geist so erbarmungswürdig unreif und ungeschult war, ihm nie eine Gefährtin im höheren Sinne des Wortes sein könne.

Sie forschte in seinem Gesicht und Wesen nach Spuren von Überdruß und Müdigkeit, und fand sie natürlich, da sie sie zu finden wünschte. In heißem Mitleid konstruierte sie sich ein ganzes Gebäude trauriger Möglichkeiten. In Wahrheit aber empfand der gute Adalbert nichts von all dem Elend, das ihre Phantasie um ihn schuf. Erst späteren Bemühungen sollte es vorbehalten bleiben, eine gewisse Unzufriedenheit in ihm zu wecken.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0006

Er fühlte sich wohl in seiner Häuslichkeit und freute sich seiner jungen Frau. Allerliebst war doch solch holdes Hausgeistchen, dessen Herz und Sinn immerdar in Liebe und Sehnsucht um ihn beschäftigt war, dachte er mit einem gelinden Anflug wohlwollender Paschagesinnung. Er war aber doch zu lange Junggeselle gewesen, um allen Forderungen des Ehelebens gleich mit einemmal gerecht werden zu können. Weil ihm selbst wohl war, setzte er unbesehens ein gleiches bei Dorothee voraus, ohne zu ahnen, daß er das Herz seiner jungen und phantasievollen Frau sehr häufig darben ließ. Ihm kam es garnicht zum Bewußtsein, daß er sich weniger als früher mit ihr beschäftigte, sie aber litt darunter mit stetig wachsender Beunruhigung.

Als Bräutigam hatte er den feinen Schattierungen ihres Gefühlslebens ein interessantes Studium gewidmet, sein spätes Glück hatte eine zeitlang tatsächlich sein ganzes Denken ausgefüllt, aber als man aus dem Rausch solcher Wochen wieder in normale Zustände einlenkte, kamen auch die älteren Gewohnheiten und Interessen langsam aber sicher obenauf, vor allem die Gewohnheit des Verkehrs mit seiner Mutter.

Anfangs waren ihr die regelmäßigen Besuche bei ihr wohl ein Opfer gewesen, indessen verlor sich das bald vor dem Behagen, das sie ihm zu bereiten wußte. Wie klug und anregend sie zu sprechen verstand, dachte er oft anerkennend. Ihm war, als sei ihm das früher garnicht so zum Bewußtsein gekommen. Er ahnte freilich nicht, daß Frau Elisabeth in bewußter Konkurrenz mit ihrer Schwiegertochter so zu sagen Tag und Nacht studierte, ihre ganze geistige Kraft daran setzte, um vor ihrem eigenen Sohne interessant zu erscheinen. Ehe Adalbert es sich so recht versah, war er wieder mitten in der alten Gewohnheit, all seine Arbeiten mit ihr zu besprechen. Ihm war das ganz natürlich, war sie doch so manches Jahr sein Sekretär, seine Mitarbeiterin gewesen, aber Frau Elisabeth fand dahinter tiefen und inhaltschweren Sinn.

Das Werk über die Brüder van Eyk war inzwischen vollendet. Es war ein gewaltiger Stoß Manuskript geworden; die Anfänge der Arbeit lagen weit zurück in der schönen Zeit, da es noch keine Dorothee gab.

„Lies es mir vor," bat Frau Elisabeth. „Ich möchte gern den Totaleindruck haben, noch ehe es im Druck erscheint. Du hast das früher immer getan."

Allerdings, das hatte er, aber inzwischen hatten sich die Zeiten denn doch etwas geändert.

„Nun ja, wenn du es wünschest," meinte er zögernd. „Aber es wird viel Zeit erfordern. Laß es uns unten tun, damit Dorothee auch etwas davon hat." Es zuckte über Frau Scholtows Gesicht. Der Genuß hörte für sie auf, ein solcher zu sein, wenn sie ihn mit ihrer Schwiegertochter teilen sollte.

„Ich bitte dich, verschone doch Dorothee mit solchen Dingen. Laß ihr lieber ihren Engelhorn. Hast du nicht beachtet, wie sie gähnte, als du uns neulich deine „Baukunst der Etrusker" vorlasest?"

Nein, beachtet hatte er das nicht, aber es wurmte ihn nun doch, daß seine Frau sein reifstes Werk durch Gähnen begutachtet haben sollte. Aus solchem Verdruß heraus sagte er Frau Elisabeth die Vorlesung der Brüder van Eyk zu. Während der vielen Stunden, die dies erforderte, saß dann Dorothee allein in ihrer Etage, fühlte sich verlassen und ausgestoßen, horchte sehnsüchtig auf den Ton der lesenden Stimme über ihr, härmte sich und weinte.

* * *

Es ist ein gefährliches Ding um Vorurteile. Wenn Vernunft und Warmherzigkeit sie nicht im Anfang besiegen, werden sie leicht zu einem wuchernden Unkraut, das alle warmen Regungen des Herzens erstickt und den moralischen Standpunkt des Menschen zu Gehässigkeit und Kleinlichkeit herabdrückt. Nachdem Frau Scholtow ihrer Eifersucht und Abneigung gegen Dorothee einmal die Zügel gelassen, rissen diese sie zu Gesinnungen und Taten hin, die sie an anderen aufs schärfste verurteilt haben würde. Ihr, die früher auf die strenge Objektivität aller ihrer Anschauungen so stolz gewesen, ward es bald unmöglich, gegen die Frau ihres Sohnes nur gerecht zu sein. Es ist wahr, die beiden Frauen — die eine das reine Naturkind, die andere eine ausgesprochene Vertreterin großstädtischer Bildung und Denkweise — waren zu verschieden, um einander so recht würdigen zu können. Wir alle sind ja überhaupt nur zu sehr geneigt, an unseren Mitmenschen das zu verwerfen, was wir nicht begreifen, aber immerhin hätte es Frau Elisabeth nicht hindern sollen, das anzuerkennen, was echt, rein und treu an Dorothee war. Sie sah in ihr immer nur das kleine Landmädel — gut und bieder — gewiß, aber auch ebenso gewiß hausbacken, sentimental, engen Gesichtskreises und auf jeden Fall kläglich ungeeignet für die Stellung, zu der Adalberts unbegreifliche Vernarrtheit sie erhoben hatte. Und daß der Junge das immer noch nicht so recht fühlte, daß er noch immer so an seiner Puppe hing! Die Ernüchterung, auf die sie gerechnet hatte, ließ doch bei ihm recht lange auf sich warten. Ein bohrendes, unedles Verlangen, ihn endlich mit ihren eigenen Augen sehen zu lassen, ergriff sie.

Sie kam jetzt häufiger als bisher in die Wohnung ihres Sohnes, denn Adalbert hatte sie gebeten, Dorothee mit Rat und Tat zur Seite zu stehen bei den festlichen Veranstaltungen, die in Erwiderung der zahlreichen Einladungen, die das junge Paar erhalten hatte, getroffen werden mußten. In Wahrheit glichen Frau Elisabeths Ratschläge allerdings mehr Befehlen. Sie bestimmte alle Einrichtungen und überwachte gebieterisch deren Ausführung. Sie stellte auch die Listen der Einzuladenden auf. Es gab eine literarische, eine musikalische und eine wissenschaftliche Serie. Adalbert, der ihr dergleichen früher ganz überlassen, kümmerte sich auch jetzt nicht darum, und Dorothee wagte weder Vorschläge noch Einwendungen. — Ach, diese Geselligkeit im eigenen Hause, was war sie für eine schwere Not und Pein!

Frau Elisabeth begann damit, ihrer Schwiegertochter ein Privatissimum zu lesen über Haltung und Benehmen, über die Kunst, Gäste zu empfangen und die Honneurs zu machen.

An sich wäre das garnicht zu verachten gewesen, aber der Ton macht die Musik, und der Ton war in diesem Fall für die arme Dorothee wie ein Alarmsignal, das ihre ganze Ängstlichkeit und Unsicherheit wachrief.

„Ich muß dich ja auf all dies aufmerksam machen," sagte Frau Scholtow steif, „denn unter deinen Dorfschulmeistern hast du keine Gelegenheit zum Lernen gehabt."

Der bittere Spott reizte selbst Dorothees Langmut, der Wunsch, ihr Elternhaus zu verteidigen, besiegte für den Augenblick sogar ihre Schüchternheit.

„Wir hatten nur wenig Verkehr in Warlin, aber es waren keine Dorfschulmeister," sagte sie mit dem Mut der Maus, die sich vor der Katze auf die Hinterfüße setzt.

Frau Elisabeth ging ohne ein Wort zu verlieren in ihrem Programm weiter. Es kam das Menu an die Reihe, Anweisung über Anordnung der Tafel, über die Einschulung des Personals, über das Benehmen, das in speziellen Fällen gegen diesen und jenen Gast zu beobachten sei, bis Dorothee der Kopf schwirrte. Ach und dann erst der Gesellschaftsabend, an dem die mühsam einstudierte Rolle unter den Augen der strengen Meisterin gespielt werden mußte!

Den ganzen Tag ging die junge Frau mit nervösem Herzklopfen umher, das sich vom Augenblick an, wo der erste Gast ihr seine Verbeugung machte, bis zur Atemlosigkeit steigerte. Würde sie wirklich alles richtig machen, keinen Verstoß begehen? Eine selbstbewußtere Natur würde sich über solche Möglichkeiten mit Humor hinweggesetzt haben, ihrem schweren Temperament schienen es Lebensfragen zu sein. Hätte man sie ruhig sich selbst überlassen, so würde ihr angeborener Takt von selbst das Richtige getroffen haben; nun machte Frau Elisabeths Mäkeln und Hofmeistern sie nervös und infolgedessen tatsächlich linkisch. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0007

Das Unwetter im Oberharz.

Nach einem ungemein heißen und schwülen Tage türmten sich am 17. Juni abends unheilverkündende schwarze Wolken zusammen, und gegen 8 Uhr brach ein Unwetter mit solch furchtbarer Gewalt los, wie es die Geschichte unserer Harzer Forsten glücklicherweise nur selten zu verzeichnen hat. Der Regen floß in Strömen nieder, alle Straßen urplötzlich in reißende Bäche verwandelnd. Die Gräben auf den Feldern und an den Chausseen vermochten die Wassermengen nicht zu fassen und über-

fluteten die anliegenden Äcker und Gärten. Plötzlich begann auch Hagel zu fallen. Prasselnd schlugen kirsch- und taubeneiergroße Schlossen alles vernichtend hernieder. Bei Schierke, wo eine Windhose wütete, fielen ca. 400 Morgen Hochbestand zum Opfer; auch sonst wurde allerlei Unheil angerichtet. Das Hagelwetter war so arg, daß in der Stadt von den nach der Wetterseite zu gelegenen Fenstern kaum eine Scheibe heilgeblieben ist. Während alle Einwohner und insbesondere das Personal der Hotels damit beschäftigt waren, Tische und Stühle zusammenzustellen, erhob sich plötzlich eine Windhose, die ihren Weg vom Hotel Waldfrieden zur Schluft nahm. Nur wenige Sekunden, und den von der Windhose genommenen Weg deckten Trümmer. Die eisernen Gartenstühle wurden wie Gummibälle durcheinander geworfen, vom Hotel Brocken-Scheideck wurde die mächtige Kücheneſſe umgeworfen und der gesamte Hochbestand zwischen Hotel Waldfrieden, Forsthaus Schluft bis in den Schluftkopf, taxiert auf ca. 400 Morgen, lag geknickt am Boden. Auch Forsthaus und Viehhof Schluft haben sehr gelitten. Die Fensterscheiben waren zerbrochen, das Dach zum Teil abgedeckt und in den Keller drang Wasser ein. Im Orte Schierke selbst sind die elektrischen Leitungsdrähte zerrissen und eine Unmenge Bäume buchstäblich abgedreht worden. Fuhrwerke, die während des Unwetters im Holze gewesen waren, kamen erst am anderen Morgen auf großen Umwegen nach Hause. Denn überall waren die Wege durch umgefallene Bäume gesperrt. Auch die alte und neue Brockenchaussee war unpassierbar, desgleichen die Straße nach Torfhaus.

Max Schultze.

Die kleine Mücke.

Skizze von E. Fahrow.

Doktor Meinert war eine weichmütige und leicht zu beeinflussende Natur. Das wußten nicht nur seine Freunde, sondern das hatte auch sehr bald seine filia hospitalis, das reizende Gretchen Höchst, heraus.

Was war natürlicher, als daß sie darauf ihren Plan baute? Sie wollte den hübschen Doktor ganz einfach heiraten — — nicht nur aus Spekulation, sondern weil sie ihm wirklich sehr gewogen war. Außerdem — wenn man an die Dreißig kommt — da fängt selbst ein modernes Mädchen an, bedenklich, oder, wenn man will: unbedenklich zu werden. — Hermann Meinert fühlte sich sehr wohl in diesem Logis. Er wohnte nun schon ein halbes Jahr

hier, hatte noch nie Ärger mit seiner Wirtin gehabt und merkte es in seiner Harmlosigkeit nicht einmal, daß man ihn umgarnen wollte. Gretchen begann bereits ihrer Mama gegenüber zu frohlocken:

„Mama, heut hat er mir eine Rose mitgebracht."

„So? Was denn für eine?"

„Gelb, langer Stiel. Kostet mindestens 50 Pfennig."

„Hm! Rot wäre mir lieber gewesen! Aber der gute Doktor kennt offenbar die Blumensprache nicht."

„Schadet nichts, Mama! Je unschuldiger ein Mann ist, um so besser eignet er sich für die Ehe."

Wie man sieht, war Gretchen in keiner Weise altmodisch. Aber sie war nicht etwa schlecht oder verdorben, Gott bewahre! Nur ein bischen schnoddrig. Außerdem behauptete Franz Gesius, der Intimste des Doktors, daß die braunlockige Grete genäschig und verlogen sei.

„Na, höre mal!" rief Hermann Meinert in ehrlicher Entrüstung, „wie kannst du bloß so was behaupten! Du kennst das Mädchen doch kaum so lange und lange nicht so gut wie ich, und willst da Eigenschaften kennen, die nicht mal mir aufgefallen sind?"

„Ich weiß zwar nicht, wie „gut" du sie kennst," sagte der kaustische Franz (er war Mediziner, und welcher Mediziner wäre nicht kaustisch?), „aber da du kein Psychologe bist, so . . . ."

„Bitte!" sagte der Doktor pikiert, „ich bin mindestens so viel Psychologe wie du!"

„Nanu?" sagte aufrichtig erstaunt der Freund.

Er war noch sehr jung, sonst hätte er wissen müssen, daß sich die Menschen über nichts so sehr ärgern, als wenn man ihnen psychologischen Scharfsinn und etwa noch eine feine Zunge abspricht.

Es ging jedoch mit diesen Bemerkungen, wie mit allem langsam schleichenden Gift: sie wirkten langsam, aber sicher.

Hermann Meinert begann seine hübsche Wirtstochter näher zu beobachten und bekam denn auch bald heraus, daß sie in der Tat genäschig war.

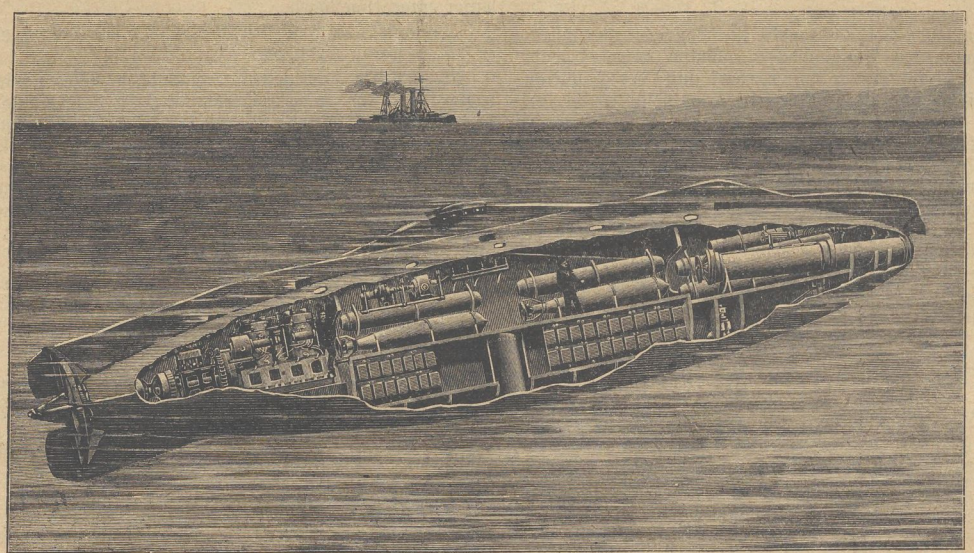
Diese unedle Eigenschaft verriet ihm seine kleine Vorratskammer, die sich in einem Wandschränkchen in seinem Wohnzimmer befand. Dort bewahrte er allerlei gute Bissen auf, die er für schwache Stunden und für liebe Gäste in Bereitschaft hatte.

Es war klar — Gänseleberpastete mußte man immer gleich aufessen, sonst schrumpfte sie im Verlaufe der nächsten vierundzwanzig Stunden seltsam zusammen. Und Honig ebenfalls.

Das kleinste Pferd der Welt. (Text s. S. 262.)

Zuerst lächelte der Doktor über diese Entdeckung. Das niedliche Mäulchen wußte also, was gut schmeckte! Und er hatte in irgend einem Buche gelesen, daß Leute mit feinen Zungen in der Regel auch heiß und tief zu lieben vermögen. Aber bald kam die kühlere Überlegung und raunte ihm zu, daß es doch eigentlich weder ehrlich, noch appetitlich, noch wohlerzogen sei, anderer Leute Eßwaren anzutasten.

Er wollte ein guter Psychologe sein. Also zog er folgende logische Schlüsse aus seiner unliebsamen Wahrnehmung: 1) wer naschte, war kein ganz aufrichtiger Mensch; 2) wer mit kaltlächelnder Miene am Honigtopf seines Nebenmenschen sich vergriff, der war auch nicht im-



Neues amerikanisches Unterseeboot. (Text s. S. 264.)

stande, einer größeren Versuchung zu widerstehen; 3) wer womöglich mit dem rosigen Fingerchen, ohne Zuhilfenahme eines Löffels, diesen Honig naschte, der war auch nicht sauber — brr! und ein Mädchen, das nicht der Inbegriff aller Sauberkeit war, konnte Herr Meinert weder lieben noch gar heiraten.

Überhaupt heiraten! Wer hatte ihm denn einen so gräßlichen Gedanken neuerdings in den Kopf gesetzt? Ach, der Arme wußte nicht, daß es Gretchens Mutter gewesen, die in aller Vorsicht ihm durch allerlei Beispiele und Anekdoten klar gemacht hatte, was für ein unleidliches Scheusal ein Junggeselle im Grunde sei.

Aber das unschuldige Opfer bäumte sich jetzt auf. Nein, er wollte sich nicht einfangen lassen! Am allerwenigsten von jemand, der naschte!

Da Hermann eine durchaus ehrliche Haut war, so hatte er zu Gretchen, die ihm den Morgenkaffee in sein Zimmer zu bringen pflegte, gesagt, daß ihm in letzter Zeit sowohl von seinem Honig, wie von seinen abendlichen Leckerbissen etwas zu fehlen scheine.

Mit großen, erstaunten Augen hatte Gretchen die Kunde vernommen und darob den Kopf geschüttelt: „Aber das hätte ich doch unserer Minna nie zugetraut!"

Ganz bestürzt hatte Hermann ihr innerlich sofort abgebeten, daß er schnöder Weise sie selbst im Verdacht gehabt. Natürlich, Minna, das Dienstmädchen, war die Schuldige! Daß er daran nicht gedacht hatte!

Gretchen war doch im Grunde ein sehr nettes Mädchen. — Sie war auch nicht ungebildeter, als andere junge Damen, die mit der ersten Klasse einer höheren Töchterschule genug Bildung für ein ganzes Leben eingesogen zu haben meinen. Sie war unstreitig hübsch und sie sang auch ganz nett.

Ja, mit diesem Gesange hatte sie sirenengleich schon oft alle Bedenken des Doktors und alle Spottreden von dessen Freund zu beseitigen gewußt. Wenn sie abends am Klavier saß, und „Alt-Brandenburg" oder ein anderes gefühlvolles Lied sang, dann schmolz im Nebenzimmer des Doktors weiches Herz dahin. Mehr als einmal war er bei solchen Gelegenheiten schon im Begriff gewesen, den „entscheidenden Schritt", nämlich ins Familienzimmer hinüber zu tun, aber immer noch hatte ihn bisher sein guter Engel vor solchem impulsiven Tun bewahrt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit vierzehn Tagen war Fräulein Gretchen heiser und konnte abends nicht singen. Seit ebenso langer Zeit nahm der Honig in des Doktors Frühstücksbüchse reißend ab. Das sah doch wieder sehr verdächtig aus! Denn soviel wußte der Doktor auch, daß Honig ein ausgezeichnetes Mittel gegen Heiserkeit ist.

Sein leiser Verdacht wurde zur traurigen Gewißheit, als Minna, das Dienstmädchen, plötzlich wegen irgendwelcher „geringfügiger Differenzen" mit der Hausfrau hinausflog, und in der Eile kein Ersatz gefunden werden konnte.

Mit einem vielsagenden Lächeln vertraute die Mama dem Herrn Doktor an, daß Gretchen, das „gute Kind", jetzt ganz allein seine Zimmer besorge. Er möchte aber ja nicht merken lassen, daß er es wisse, denn sonst — „Gott, Sie wissen ja, wie junge Mädchen sind!" — würde sie gewiß verlegen werden!

Der Honigtopf fuhr fort, sein Volumen zu verringern. Und doch aß der arme Doktor schon seit einigen Wochen nichts mehr davon.

Eines Tages faßte er sich ein Herz. Als Fräulein Gretchen, die gerade immer in seiner Stube Staub wischte, wenn er nach Hause kam, ihm mit einem ihrer innigsten Blicke Gutentag sagte, sagte er und schlug die Augen dabei nieder: „Es tut mir furchtbar leid, Fräulein Gretchen — aber ich fürchte, ich muß nächstens ausziehen."

Das Staubtuch fiel zur Erde, und Gretchen wurde plötzlich blaß.

„Warum denn?" sagte sie heiser.

„Weil — mein Freund Gesius und ich, wir wollten gemeinsam eine größere Wohnung nehmen."

„So!" sagte Gretchen noch heiserer.

„Ja — es ist ja noch nicht entschieden — aber wissen Sie — ich mag es nämlich durchaus nicht leiden, wenn von meinem — Honig genascht wird."

„Aber, Herr Doktor!"

„Ja," fuhr der Doktor fort, und er sprach jetzt so hastig, als wenn er etwas Auswendiggelerntes hersagte, „ich weiß es nämlich ganz genau, daß jemand von meinem Honig nascht . . ."

„Ah!" rief mit plötzlich ganz spitzer Stimme Gretchen, „und darf ich fragen, woher Sie das so genau wissen?"

„Nun — ich kann es Ihnen ja ruhig sagen: ich sperre nämlich jeden Tag eine Mücke in die Büchse ein. Und die ist am nächsten Morgen immer raus!"

Der Doktor ward ganz schamrot bei diesen Worten, denn so unverschämt hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gelogen. Gretchen aber sah ihn garnicht mehr an. — Sie fegte aus dem Zimmer, als sei ihr eine unerhörte Beleidigung angetan worden. Der Doktor seinerseits sank auf sein Sofa.

Er kam sich brutal vor. Indessen, was half das alles? Er mußte wirklich ausziehen, wenn er nicht gewärtig sein wollte, eines Tages als verlobter Mann aufzuwachen — sein Freund Franz, der in solchen Dingen Erfahrung hatte, hörte nicht auf, ihn zu warnen. Und schließlich, jeder ist sich doch selbst der Nächste.

Am nächsten Morgen stand die Honigbüchse so unschuldig wie immer auf seinem Frühstückstisch.

Hermann Meinert ward es ganz wehmütig zu Mut.

„Du kleines, harmloses Instrument," sagte er zu der Glasbüchse, „du bist schuld, daß mir noch beizeiten die Augen aufgingen."

Während er so sprach, nahm er den Deckel ab. Im nächsten Augenblick wälzte er sich vor Lachen in seiner Sofaecke. Mit Gesurr war ihm eine Mücke aus dem Behälter entgegengeflogen.

„Oh Gott! — Oh Weiberlist!" stöhnte der Doktor, als er sich ein wenig erholt hatte.

Er erklärte auch seinen freundlichen Wirten nicht weiter, was ihn zu so ungewohnter Heiterkeit veranlaßt hätte, obgleich Gretchens Mutter ihn in ihrer teilnahmsvollen Art danach fragte. Aber er zog wirklich und wahrhaftig aus. Und was für Gretchen das Schmerzhafteste dabei war — sie erhielt zum Abschied einen wunderschönen Rosenstrauß, daran ein Zettel mit einem Vers befestigt war. Der Vers lautete:

„Insekten gehörten, so hört' ich sagen,
Historisch schon zu den größten Plagen.
Doch mehr noch erscheint mir dies wunderbar:
Ein einzig Mücklein stach mir den Star."

Zu unseren Bildern.

Das kleinste Pferd der Welt. (Bild s. S. 261.) Das Pferd, das wir unseren Lesern im Bilde vorführen, ist 7 Jahre alt, 55 Centimeter hoch und wiegt 73 Pfund. Und es hat seine Geschichte. „Lilliput" — so heißt das drollige Tierchen — wurde auf einer Insel an der Küste Südamerikas geboren und lebte dort in schöner Freiheit, bewundert von allen Eingeborenen. Aber auch Bewohner der Nachbarinseln bewunderten es und eines Tages war das Rößlein verschwunden. Man hatte es gestohlen. Gerade als der Dieb sich mit ihm in seinem Kahne einschiffte, wurde er entdeckt und natürlich verfolgt. Aber es war vergebens: er entkam. Später wurde „Lilliput" an einen Zirkus-Unternehmer verkauft. Hier hatte es gute Tage, bis auf ein Abenteuer mit einem Löwen, dessen Käfig das Tier einmal zu nahe kam, so daß der Wüstenkönig den Inselzwerg fast beim Genick zu packen kriegte, wäre nicht des Direktors Dogge ihm zu Hilfe gekommen: sie schnappte nach des Löwen Maul und das „kleinste Pferd der Welt" konnte auf diese Weise davongaloppieren.

Zum russisch-japanischen Kriege. Auf Seite 257 bringen wir eine Abbildung des Marschalls Oyama, der zum Höchstkommandierenden der japanischen Armee in der Mandschurei ernannt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0010

Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.
Chr. Fr. W. Jacobs.

Fürs Haus.

Was ist des Weibes ganze Klugheit und Stärke? Liebe.
Und was ist seine ganze Torheit und Schwäche? Auch wieder Liebe.
Reichel.

An meinen Bruder.

Gedenkst du noch des Gartens
Und Schlosses überm Wald,
Des träumenden Erwartens:
Ob's denn nicht Frühling bald?

Der Spielmann war gekommen,
Der jeden Lenz singt aus,
Er hat uns mitgenommen
Ins blühende Land hinaus.

Wie sind wir doch im Wandern
Seitdem so weit zerstreut!
Frägt einer nach dem andern,
Doch niemand gibt Bescheid.

Nun steht das Schloß versunken
Im Abendrote tief,
Als ob dort traumestrunken
Der alte Spielmann schlief'.

Gestorben sind die Lieben,
Das ist schon lange her,
Die wen'gen, die geblieben,
Sie kennen uns nicht mehr.

Und fremde Leute gehen
Im Garten vor dem Haus —
Doch übern Garten sehen
Nach uns die Wipfel aus.

Doch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und gibt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit.

Bald mächt'ger und bald leise
In jeder guten Stund'
Geht diese Waldesweise
Mir durch der Seele Grund.

Und stammel' ich auch nur bange,
Ich sing' es, weil ich muß,
Du hörst doch in dem Klange
Den alten Heimatgruß.

J. v. Eichendorff.

Zu Tisch.

Das Mittagessen sei bereit
Stets pünktlich zu bestimmter Zeit!

Bielefelder Fleischsalat. 3 Heringe werden ausgewässert, 2 Sellerieknollen, 10 Kartoffeln und 1 große rote Rübe gekocht. Außerdem braucht man 200 Gramm Sardellen, 5 Neunaugen, 100 Gramm Pökelzunge, 400 Gramm Kalbsbraten, 2 Senfgurken und 10 saure Pflaumen. Alle Zutaten werden vorgerichtet, in gleichmäßige feine Streifen geschnitten und mit 1 Löffel Perlzwiebeln vermischt. Dann kocht man 8 Eier hart, reibt die Dotter durch ein Sieb, das Eiweiß kann den anderen Zutaten zugesetzt werden, und verrührt sie mit ¼ Liter feinstem Olivenöl, 3 Teelöffeln Mostrich, 5 Gramm Fleischextrakt, der mit einer halben Tasse Wasser aufgelöst wurde, 2 Teelöffeln feinem Zucker, einem halben Glas Rotwein, Salz, Pfeffer und 1 geriebene Zwiebel, sowie soviel Essig, als zum Pikantmachen nötig ist, bis man eine dickliche Sauce erhält. Mit ihr schichtet man alle Zutaten lagenweise in eine Glasschale, streicht die Oberfläche, die aus Sauce gebildet sein muß, glatt und garniert sie reich und geschmackvoll.

Kartoffelbrötchen. 2 Liter am Tage zuvor gekochte Kartoffeln werden fein gerieben, 25 Gramm zerlassene Butter, 2 Eidotter und das nötige Salz gut mit den Kartoffeln verrührt, zuletzt der steife Schnee der 2 Eiweiße daruntergerührt. Hierauf formt man kleine Brötchen, wie man die Fleischbrötchen zu machen pflegt; von der angegebenen Masse erhält man ungefähr 20 Brötchen. In einer Pfanne gibt man halb Butter, halb gutes Schweinefett, oder auch nur Butter; sobald dieselbe kocht, legt man die Brötchen hinein und backe sie auf beiden Seiten schön hellbraun.

Hauswirtschaft.

Es liegt ein allgewalt'ger Zauber
In dem kleinen Wörtchen „Sauber".

Pilze auf einfache und billige Art zu konservieren. Es ist selbstverständlich, daß man nur tadellose Ware für diesen Zweck verwendet. Man säubert und wäscht die Pilze, um sie dann gut abtropfen zu lassen. Nun schüttet man sie in einen irdenen Topf und bestreut je 1 Pfund derselben mit 3 Eßlöffeln voll Salz, deckt den Topf zu und läßt ihn so über Nacht stehen. Die Pilze werden nun reichlich Saft bilden; in demselben läßt man sie am nächsten Tage gut aufkochen. Nachdem sie etwas abgekühlt sind, füllt man die Pilze in Büchsen, läßt etwas Saft überstehen und verschließt sie luftdicht. Die Pilze werden mit der Brühe zu Braten und Saucen verwendet, um diesen einen erhöhten Wohlgeschmack zu geben.

Aale zu räuchern. Um Aale zu räuchern, müssen dieselben sehr gut gereinigt und ausgenommen werden. Dann reibt man dieselben mit Salz und Salpeter innen und außen gut ein und legt sie in eine Porzellanschüssel, welche gut bedeckt sein muß. Die Aale müssen 5—6 Tage in der Schüssel bleiben, täglich einmal gewendet und 2—3 mal mit der angesammelten Lake begossen werden. Vor dem Räuchern wickelt man die Aale in Papier und hängt sie 6—7 Tage in den Rauch.

Anstrich für Fußböden in der Küche. Man kocht 3 Pfund Leinöl und mischt 1 Eßlöffel voll Braunrot und 1½ Eßlöffel voll Silberglätte hinzu. Dies läßt man unter fortwährendem Umrühren tüchtig aufkochen und streicht die Mischung dann möglichst heiß auf den Fußboden. Es muß dreimal gestrichen werden, jeder Anstrich muß aber erst ganz trocken sein, bevor ein neuer aufgetragen wird. Dieser Anstrich ist außerordentlich haltbar.

Bretterwände feuersicher zu machen. Durch nachfolgenden Anstrich lassen sich Bretterwände möglichst feuersicher machen: Chlorammonium 15 Teile, Borax 3 Teile, Borsäure 6 Teile, Wasser 100 Teile. Diese Masse muß bis zu 100 Grad erhitzt und alsdann hiermit die Gegenstände angestrichen werden.

Probatum est!

Wer unachtsam etwas zerbricht,
Sei ehrlich und verhehl' es nicht!

Ein billiger und haltbarer Leim ist der Zwiebelsaft. Häufig kommt es im Hause, in der Küche, Werkstatt oder im Laden vor, daß auf Metallgegenständen Zettel und Adressen geklebt werden müssen, wozu man gewöhnlich Leim, Dextrin oder ein sonstiges Klebemittel verwendet. Dabei macht man aber häufig die Erfahrung, daß sich das Papier von dem Metall losblättert und herabfällt. Am besten eignet sich Zwiebelsaft, den man ja stets bei der Hand hat. Man wäscht den zu klebenden Gegenstand mit Waschsoda ab und streicht dann den Zwiebelsaft darauf. Das Papier wird nun aufgedrückt und nach dem Trocknen ist es schwer möglich, dieses wieder zu entfernen.

Marmor zu vergolden. Man gibt der zu vergoldenden Stelle einen dünnen, gleichförmigen Anstrich von einem aus zwei Teilen Bleiweiß, 1 Teil gelbem Ocker, Leinölfirnis und Terpentinöl bereiteten Firnis. Ist dieser Anstrich beinahe trocken geworden, so legt man echtes Blattgold mittelst eines flachen Haarpinsels auf und drückt es mit einem Baumwollenballen leicht an. Nach dem vollständigen Trocknen kann man die vergoldeten Stellen mit dem Stahl polieren. (Das Blattgold ist echt, wenn ein daraufgebrachter Tropfen Scheidewasser (Salpetersäure) dasselbe an der betreffenden Stelle nicht auflöst.)

Pulver zum Durchpausen. Man schmilzt Kolophonium, 5 Teile, in einem tönernen Tiegel und rührt allmählich etwas Ultramarinblau und Bleiweiß, 3 Teile und 2 Teile dazu. Nach dem Erkalten wird die Masse ganz fein zu Pulver zerstoßen. Die Zeichnung wird auf den Stoff gebracht und durch überstreichen mit einem nicht zu heiß gemachten Plätteisen fixiert. Dabei ist darauf zu sehen, daß der Plätteisenboden ganz rein ist.

Hausarzt.

Die Zimmer gelüftet des Morgens gar bald
Bei jeglichem Wetter, ob's warm oder kalt!

Kräftigungsmittel für die Haut. Das zweckmäßigste Verfahren besteht kurz zusammengefaßt in nachstehendem: Man wasche vor dem Schlafengehen Gesicht, Arme und Hände mit milder Mandelseife und warmem Wasser, reibe an allen diesen Teilen die Haut mit einem geseiften Flanellappen gut ab, spüle dann mit kaltem Wasser über und trockne mit einem weichen Leinentuche gut nach. Am nächsten Morgen wiederholt man die Waschung mit nachts im Zimmer abgestandenem Wasser und einem groben wollenen Lappen, dehnt dieselbe über den ganzen Körper aus und reibt die Haut mit einem groben Leinentuche bis sie trocken ist. Diese Waschungen regelmäßig ausgeführt, werden bis ins hohe Alter eine jugendlich frische Hautfarbe bewahren.

Abhilfe gegen Nasenbluten. Die von Nasenbluten befallene Person atmet bei festgeschlossenem Munde durch die Nase tief ein, schließt sodann mittelst der Finger die Nase fest und atmet durch den nunmehr geöffneten Mund aus. Die atmosphärische durch die Nase eingeatmete Luft bringt das Blut in der Nase zum Gerinnen. Die auf 28 Grad Reaumur geheizte Lungenluft würde die Gerinnung wieder beseitigen, wenn sie nicht durch den Mund entfernt würde. Dazu wird bemerkt: „Man probiere dieses Mittel, und man wird sich von der Vortrefflichkeit desselben überzeugen."

Der Honig ist nicht allein Genußmittel, sondern auch in Anbetracht seines hohen Gehaltes von 80 Prozent Kohlenhydraten und 20 Prozent löslichem Eiweiß ein Nahrungsmittel. Zudem ist er sehr leicht verdaulich und wird ohne Veränderung durch die Magensäfte direkt ins Blut überführt und trägt deshalb viel zur Erhöhung der Körperwärme bei. In vielen Krankheitserscheinungen bildet er ein vorzügliches Heilmittel; bei Erkrankungen der Lunge, des Halses, Brust-, Magen- und Darmkatarrhen wird er vorzugsweise als lösendes und reinigendes Mittel verwendet. Besonders ist er Blutarmen und Leidenden, die an schlechter Ernährung kranken, in kleinen Gaben genommen, sehr zu empfehlen. In der Medizin wird er zu Salben und Pflastern verwendet. Zur Bereitung von Honigwein, Honigessig, Champagner und süßem Backwerk findet er vielseitige Verwendung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexier-Bild.

Eine eigenartige Hausinschrift befindet sich an einem Gehöft in Osterkappeln: „Die Redlichkeit währt am längsten! Warum? Denn sie wird wenig abgenutzt und man gebraucht sie selten."

Wasserscheu. In einem Bräuhaus ertönt plötzlich der Ruf: „Feuer!" Sofort springt Herr Bierdimpfl auf und rennt was er kann. Ein Freund hält ihn: „Na, na, Xaverl, fürcht'st dich denn so arg vorm Feuer?" — „Sell nöt," ruft Bierdimpfl, „aber gleï' wer'n 's mit'm Wasser kommen!"

Der Kavallerist. Rittmeister: „Wie viele Pferde hat Ihr neues Auto, Herr Graf?" — Graf: „120 HP." — Rittmeister: „Donnerwetter ja, — das ist ja der Extrakt von eener janzen Schwadron."

Der Oppositionsgeist. Junge Frau: „Du bist aus Prinzip ein Nörgler, der eben immer, wenn ich koche, etwas auszusetzen hat. In dem Kochbuch steht hier: Es ist dies ein vorzügliches Gericht."

Bildertext.

Neues amerikanisches Unterseeboot. (Bild s. S. 261.) Die erste Macht, die Versuche mit Unterseebooten anstellte, waren die Vereinigten Staaten; der dort zu Versuchszwecken dienende Typus eines Unterseebootes war vom Marine-Ingenieur Holland angegeben, und die ersten Versuche fielen so befriedigend aus, daß seitdem sechs derartige Boote für die amerikanische Marine erbaut wurden. Vor kurzem nun beschloß der Kongreß den Bau weiterer sechs Boote, so daß sich in nicht allzuferner Zeit die Union im Besitze von zwölf derartigen Booten befinden und damit die stärkste Unterseeflotte der Welt besitzen wird. Unsere Abbildung stellt ein solches nach einem ganz neuen Typ gebautes und gegen die früheren bedeutend verbessertes Unterseeboot dar und läßt deutlich die innere Einrichtung erkennen. Die sechs neuen Boote werden demnach zwei Arten von Maschinen besitzen; Gasmotoren und Elektromotoren. Die ersteren, in Gestalt vierzylindriger Ottoscher Gasmotoren mit einer Leistungsfähigkeit von 160 Pferdekräften, treiben das Boot an der Wasseroberfläche und verleihen ihm eine Geschwindigkeit von 8 Knoten in der Stunde. Ist das Boot untergetaucht, was durch Einpumpen von Wasser in besondere Behälter geschieht, so dient zur Fortbewegung ein 70pferdiger Elektromotor, durch den eine Geschwindigkeit von 7 Knoten in der Stunde erzielt werden kann. Während das Boot untergetaucht ist, versorgen besondere Sauerstoffbehälter die Mannschaft mit frischer Luft. Die Armierung des neuen Hollandschen Unterseebootes besteht aus einem am Bug angebrachten Lancierrohr und 45-Centimeter-Whitehead-**Torpedos.**

Skataufgabe.

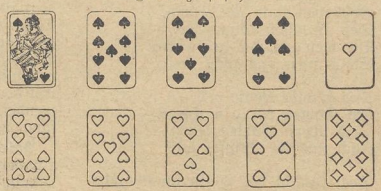
(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M reizt auf folgende nichtssagende Karte Tournee in der sichern Erwartung, V werde das halten.

bD, 9, 8, 7; cA, 10, 9, 8, 7; d10.

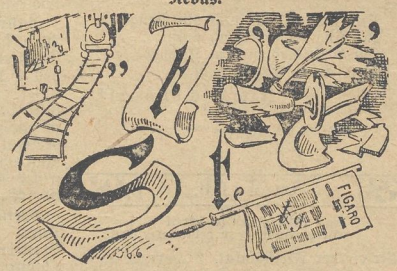
Deutsch.

Französisch.



V hätte eher eine Tourneekarte, paßt aber nun lieber und H schließt sich an. M tourniert so günstig, daß er das Spiel gewinnt. Im Skat lagen zwei verschiedene Farben. Die Gegentrümpfe sitzen verteilt und zwar bei jedem Gegner gleich viel, H hatte 3 Augen weniger in der Karte, als V. — Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Rebus.



Wechselrätsel.

Es nennt ein Volk aus alter Zeit.
Mit andrem Kopf stammt es vom Tier.
Mit andrem Kopf ein stolzer Baum.
Mit andrem Kopf ist's jeder hier.
Mit andrem Kopf vom Wind getragen,
Kann stählern manche Wunde schlagen.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer.

Rösselsprung.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Tal erklungen.
Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Rebus.

Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Gleichklang.

Alt.

Wortspiel.

a. Selma, Nepos, Eris, Rain, Ulanen.
b. Amsel, Posen, Reis, Iran, Launen. — **April.**

Kapselrätsel. Allzuviel ist ungesund.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpuszeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 65. — **Nebra, Sonnabend, den 13 August 1904.** — **17. Jahrgang.**

Das französische Protektorat über die lateinische Kirche im Orient.

Der ‚Schles. Ztg.' wird hierüber aus Konstantinopel geschrieben:

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan dürfte nicht ohne ernste Rückwirkung auf das französische Protektorat über die lateinische Kirche im Orient bleiben. Von den ehemaligen weitgehenden Ansprüchen Frankreichs, die sich bis auf das Verhältnis des Sultans zu seinen christlichen Untertanen erstreckten — obwohl eine Einmischung in dasselbe durch den Pariser Vertrag den auswärtigen Mächten verboten war — ist durch das energische Auftreten des Deutschen Reiches vieles verloren gegangen, so z. B. das Schutzrecht über die nichtfranzösischen Priester und über alle lateinischen Kirchen, Klöster und frommen Anstalten im türkischen Reiche. Dagegen ist Frankreich das Schutzrecht über die lateinische Kirche als solche geblieben. Da die letztere bei der Hohen Pforte offiziell nicht vertreten ist, diese also mit dem Patriarchatsvikar und apostolischen Delegierten in Konstantinopel nicht direkt in Verkehr treten kann, gehen alle Geschäfte des letzteren durch die Hände der französischen Botschaft. Es kann keine Kirche gebaut und das dazu benötigte Material nicht zollfrei ins Reich eingeführt werden, wenn die französische Botschaft nicht die nötigen Irades erwirkt; der hiesige Vertreter des Heiligen Stuhles kann bei keiner türkischen Behörde einen offiziellen Bes[uch m]achen, ohne daß ihn ein Dragoman der französischen Botschaft begleitet, usw., kurz, diese ist die allgewaltige Vormünderin der lateinischen Kirche und weiß daraus auch trefflich politisches Kapital zu schlagen.

Mit dem heutigen Zustande sind alle Parteien, mit Ausnahme Frankreichs, höchst unzufrieden. Der Papst erblickt darin eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte und eine Herabsetzung der katholischen Kirche, die im Orient so viel Anhänger und Freunde zählt, reichen Grund- und Hausbesitz ihr eigen nennt und auf allen Gebieten einen merkbaren Einfluß ausübt. Der lateinische Klerus, insbesondere der hohe, fühlt sich in seinen Funktionen beeinträchtigt, und die Türken endlich beschweren sich über den Mißbrauch des Protektorats durch die französische Botschaft zu politischen Zwecken. Die Hohe Pforte sieht das Wachsen der lateinischen Kirche in der Türkei nicht ungern, da diese ein Bollwerk gegen die überhandnehmende russische Propaganda bildet. Die Türken faßten daher 1898 den Entschluß, beim Vatikan eine eigene Gesandtschaft zu errichten; infolge des Widerstandes Frankreichs scheiterte aber damals dieser Plan. In den letzten Jahren sind unter den lateinischen Christen die Sympathien für das französische Protektorat immer schwächer geworden, und die Kirchenpolitik der französischen Regierung in den letzten zwei Jahren hat sie gänzlich ausgetilgt. Selbst die französischen Priester, die bisher ihrem Vaterlande noch immer die Stange gehalten haben, beginnen sich von ihm abzuwenden. Das französische Protektorat ist ein wurmstichiger Apfel geworden, der jeden Augenblick abfallen kann. Selbst eine Wiederholung der Flottendemonstration von 1901, wo das Zollamt von Mytilene besetzt wurde, könnte ihm kein neues Leben mehr einflößen, seine Zeit ist unwiederbringlich dahin.

Vom Ausgange des gegenwärtigen Kampfes des Vatikans mit der französischen Regierung wird es abhängen, welche Gestalt die Protektoratsfrage annehmen wird. In hiesigen katholischen Kreisen kommt man auf den Gedanken einer ottomanischen Mission beim Vatikan wieder zurück. Dadurch würde die katholische Kirche offiziell von der Hohen Pforte als souveräne Macht anerkannt und dann wäre ein direkter Verkehr mit Umgehung jeder Vermittelung einer andern Macht möglich. Der hiesige apostolische Delegierte würde also zum päpstlichen Gesandten vorrücken und Mitglied des diplomatischen Korps werden — ein alter Wunsch aller Patriarchatsvikare. In den Fällen, wo die päpstliche Diplomatie mit ihren Mitteln nicht auskommt und zur Durchsetzung ihrer

in Charbin organisiert werden.

*Am 4. August soll ein zweiter umfassender Angriff der Japaner auf Port Arthur stattgefunden haben; der Kampf soll der blutigste des ganzen bisherigen Feldzuges gewesen und für die Japaner erfolglos geblieben sein; aus Japan oder aus der Lügenfabrik Tschifu (bei Wei-Hai-Wei) wird darüber nichts gemeldet. Alle sonstigen Nachrichten über Port Arthur beziehen sich noch auf die Kämpfe am Ende vorigen Monats. Sie sind aber widersprechend und tragen zur Klärung der wirklichen Sachlage so gut wie nichts bei.

*Kurokis Armee soll gegenwärtig 400 000 Mann betragen; Kuropatkin hat vom Norden her 150 000 Mann Verstärkungen erhalten, ist aber immer noch schwächer, als die ihm gegenüberstehenden Japaner.

*Die russische Ostseeflotte soll am 16. d. ihre Ausreise nach Ostasien antreten. Die Dauer der Fahrt ist auf 60 Tage berechnet. Die Flotte besteht aus 60 Schiffen: 8 Panzerschiffe, 9 Panzerkreuzer, ferner Kreuzer 2. Klasse, Minenboote, Torpedoboote usw.

* * *

Deutschland.

*Der Kaiser ist Mittwoch abend aus Swinemünde-Stettin in Berlin eingetroffen, um am Donnerstag mittag nach Wilhelmshöhe, wo sich zurzeit die kaiserliche Familie aufhält, weiterzufahren.

*Über den Zeitpunkt, zu dem die Handelsvertrags-Verhandlungen mit Österreich-Ungarn wieder aufgenommen werden könnten, steht noch nichts fest, da die Unterhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien sich länger ausdehnen, als anfangs angenommen wurde. Es ist möglich, daß durch diese Arbeiten die österreichisch-ungarischen Kommissare noch für einen Teil des Monats September in Anspruch genommen werden. Vielleicht kann inzwischen die Wiederaufnahme der deutschen Verhandlungen mit der Schweiz ins Auge gefaßt werden.

*Über die künftigen Marineforderungen schreibt die ‚Nationallib. Korresp.': Ob dem Reichstag bereits in seinem nächsten Tagungsabschnitt Anträge zur Förderung der Wehrkraft Deutschlands zur See gemacht werden, steht aus zwei Gründen zurzeit noch nicht fest. Zunächst läßt sich noch nicht vollständig übersehen, welchen Umfang die Forderungen für die Verstärkung der Wehr zu Lande gewinnen werden; außerdem aber wird für die Art der Geltendmachung weiterer Forderungen auf dem Gebiete der Ausgestaltung unsrer Wehr zur See bis zu einem gewissen Grade maßgebend sein, inwieweit die einzelnen Nationen aus den neuesten Kriegsvorgängen Erfahrungen zu ziehen für richtig halten.

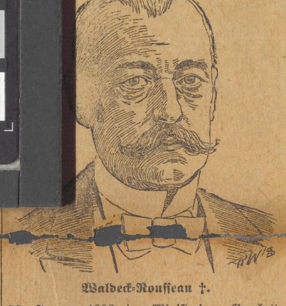
*Der Bedarf der in Südwestafrika im Felde stehenden Truppen an Pferden, sowie an Zug- und Schlachtvieh ist zum Teil auch durch Beschaffungen aus der benach-

...kolonie gedeckt worden. Wie die ...erfährt, waren bis ungefähr zur ...vorigen Monats von Kapland zur ...nach Südwestafrika gebracht worden: ...e, 420 Maultiere, 1400 Zugochsen ...enwagen.

...Einkreisung der Hereros ...erg ist jetzt auch im Westen und ...r geworden.

Frankreich.

...deck-Rousseau, der frühere ...Ministerpräsident, ist am Mittwoch ...an den Folgen einer neuen Operation ..., die zwei Stunden dauerte, ge... Waldeck-Rousseau hat ein Alter ...ren erreicht. Er wurde zuerst im ... als Mitglied der republikanischen ...die Deputiertenkammer gewählt und ... 14. November 1881 bis zum



Waldeck-Rousseau †.

26. Januar 1882 im Ministerium Gambetta das Portefeuille des Innern inne, das ihm in dem von Jules Ferry gebildeten Kabinett im Februar 1883 von neuem zufiel. Im Oktober 1894 wurde er in den Senat gewählt. Bei der Wahl eines Präsidenten der Republik nach dem Rücktritt Casimir Périers erhielt Waldeck-Rousseau im Januar 1895 im ersten Wahlgang 184 Stimmen, worauf er zugunsten Faures zurücktrat. Am 22. Juni übernahm er als Ministerpräsident und Minister des Innern die Leitung der Regierung und brachte wieder Ordnung in die durch die Dreyfus-Affäre zerrütteten Verhältnisse. Am 28. Mai 1902 nach den Neuwahlen zur Deputiertenkammer trat Waldeck-Rousseau mit seinem ganzen Kabinett zurück. Sein Nachfolger wurde der gegenwärtige Ministerpräsident Combes.

Spanien.

*Über einen Attentatsversuch auf König Alfons wird aus San Sebastian gemeldet: Im Innern des Salonwagens des königlichen Zuges, der den König Alfonso nach Viktoria bringen sollte, wurden am Montag drei Dynamitpatronen entdeckt. Die Untersuchung ergab, daß die Patronen durch die Bewegung des Zuges unfehlbar zur Explosion gebracht worden wären. Die Reise des Königs ist infolgedessen verschoben worden.

Rußland.

*Ein Manifest der russischen Revolutionäre, worin die Gründe der Ermordung Plehwes auseinandergesetzt waren, soll, wie über Wien gemeldet wird, der Zar in seinem Arbeitszimmer im Palais zu Peterhof vorgefunden haben, als er von der Beerdigung Plehwes zurückkehrte. Darin sei gleichzeitig erklärt worden, daß die Terroristenpartei in Ausführung des Beschlusses ihres Aktionskomitees fortfahren werde, alle Hindernisse und Personen zu beseitigen, die der Befreiung des russischen Volkes von der Despotie im Wege stehen. Der Zar übergab das Dokument dem Justizminister Murawiew und beauftragte ihn, die Untersuchung selbst zu führen. Der Palaiskommandant General Hesse soll seines Amtes enthoben werden.

Balkanstaaten.

*Der serbische Ministerrat beschloß, trotz der Agitation im ganzen Lande die Krönung König Peters so einfach wie möglich am 21. September in Belgrad zu vollziehen.

Afrika.

*Die finanzielle Notlage Marokkos ist — wenigstens für den Augenblick — behoben. Wie aus Tanger gemeldet wird, teilen die Beamten der Pariser Bank mit, daß sie nunmehr überall 60 Prozent der Zollgebühren zurückbehalten. Der marokkanischen Regierung wird damit ermöglicht, 15 Millionen, die in vierzehn Tagen in Tanger eintreffen, abzuheben.

Alton Brooks Parker, Präsident Roosevelts Konkurrent.

b. Wer ist „Oberrichter Parker?" So hat wohl mancher gefragt, als die Nachricht übers Meer kam, daß dieser Mann von den Demokraten in der bevorstehenden heißen Wahlschlacht um den Sitz des Präsidenten einem Roosevelt gegenübergestellt worden ist. Bei dem allgemeinen Interesse, das dieses Ringen in der nächsten Zeit in Anspruch nehmen wird, gewinnt ein fesselndes Charakterbild dieses eigenartigen Mannes, das M. G. Cunniff in ‚The Worlds Work' veröffentlicht, eine besondere Bedeutung; im folgenden seien einige Züge daraus wiedergegeben. Jeden Morgen um 10 Uhr, wenn sich die sieben Mitglieder des höchsten Gerichtshofes im Staat New York in ihrem hohen, rot ausgeschlagenen Saale versammeln, sitzt auf dem Präsidentenplatze im eichenen Stuhle ein kräftiger, breitschultriger Mann; das ist Alton Brooks Parker. Sein Schnurrbart ist braun mit einer leise rötlichen Färbung; sein Haar, durch das sich schon graue Fäden ziehen, ist dunkelbraun; hellbraun ist sein lebhaft leuchtendes Auge. Manch Bad im Hudson, manch Ritt auf bloßem Pferderücken durch fegenden Wintersturm und die Augustsonne, die auf den Feldern brütet, hat diesen athletischen Körper gestählt, sein blühendes Antlitz zeugt von einer unerschöpflichen Lebenskraft und Frische und zugleich auch von einem starken Intellekt und einer eisernen Energie. Wenn er redet, so dringen scharfe durchbohrende Blicke aus den Winkeln seiner kleinen Augen und seinem wohllautenden Organ geben die energischen Bewegungen seines markanten Kinns einen bedeutsamen Akzent. Eine feierliche und doch elegante Würde geht von ihm aus, eine ernste Entschlossenheit paart sich mit einem in den lächelnden Mundwinkeln und den hochgezogenen Augenbrauen lauernden freundlichen Humor. Parker wurde 1851 auf einer Farm in Cortland, New York, geboren. Als er noch ein kleiner Bube war, nahm ihn sein Vater mit nach dem Gericht, und das machte solchen Eindruck auf Alton, daß er durchaus Advokat werden wollte. Nachdem er die Schule durchgemacht hatte, suchte er sich zunächst eine Stellung als Lehrer und fand schließlich eine bei der kleinen Stadtschule zu Virgil. Das erzählte er seinem Vater. „Was?" sagte der, „ich habe eben ein besseres Anerbieten für dich erhalten." — „Nun, dann will ich die Stelle in Virgil aufgeben," antwortete der Sohn. Doch der Vater erklärte: „Nein, du hast dich einmal dort verpflichtet und mußt dein Versprechen halten." Diese ehrenhaften Gesinnungen des alten Parker fielen bei dem Sohne auf fruchtbaren Boden und haben die schönsten Früchte getragen. Als Lehrer verheiratete er sich und erwarb sich soviel Geld, um sich dem Studium des Rechts widmen zu können. Für seine gewaltigen Körperkräfte, die ihm auch beim Verprügeln manches ungebärdigen Schuljungen gute Dienste leisteten, fand er Tätigkeit in harter Arbeit auf der Farm seines Vaters während der Sommermonate. Nachdem er seine juristischen Examina bestanden und eine einträgliche Stellung als Nachlaßrichter erlangt hatte, begann er auch seine Laufbahn als Politiker und stand in manchen Kämpfen wacker seinen Mann, bis ihn schließlich Präsident Cleveland nach Washington berief, um ihm die Stelle des „First Assistant Postmaster General" anzubieten. Parker lehnte aber dieses Anerbieten höflich, doch entschieden ab. Während er und Cleveland noch verhandelten, trat der Oberpostmeister Vilas mit dem von ihm vorgeschlagenen Kandidaten Stevenson ein. „Parker will die Stellung nicht annehmen," sagte Cleveland. Vilas sah sich den jungen Mann erstaunt an. „Darf ich fragen, warum, Mr. Parker?" „Ich kann nicht eine Stellung mit einem jährlichen Gehalt von 20 000 Mk. aufgeben," entgegnete Parker, „gegen eine, die 12 000 Mk. bringt." „Aber ich gab eine Stellung von 40 000 Mk. auf, um diese für 32 000 Mk. anzunehmen," wandte Vilas ein, worauf Parker entgegnete: „Wenn ich noch zehn oder zwölf Jahre lang 40 000 Mark jährlich gehabt hätte, dann könnte ich auch diese Stellung annehmen. So nicht."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219040813-13/fragment/page=0013
DFG